



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht
1938

4 (1938)

VERGISSMEINNICHT

ILLUSTRIERTE
KATHOLISCHE
ZEITSCHRIFT
der

MARIANNHILLER MISSION



Nummer 4

April 1938

56. Jahrgang

Passionszeit

Das ist die Zeit der Heilandsschmerzen:
Die Dornenkrone sticht aufs neue,
Die blut'gen Spuren leuchten wieder
Am steilen Weg der Gottesstreue.

Das ist die Zeit der Heilandswunden:
Die Erde trinkt das Gottesblut,
Die Menschenseele fühlt es wieder,
Daß sie ein wenig göttlich' Gut.

Das ist die Zeit der Heilandstränen:
Versunken Glanz und Gloria,
Es taucht aus Chaosnebeln wieder
Das Kreuzesholz auf Golgatha.

Und durch das Meer der Menschensünden
Und durch die bitt're Daseinsnacht
Und durch den Kampf des harten Lebens
Laut tönt der Schrei: Es ist vollbracht!

M. Herbert

Ostern, das Hochfest des Kirchenjahres

„Das ist der Tag, den der Herr gemacht hat!“ so singt die Kirche am Osterfeste. Ist es ja das Hochfest des Kirchenjahres. „Es überstrahlt alle andern Feste, so wie die Sonne alle Sterne überstrahlt“, sagt der heilige Bischof Gregor von Nazianz. Wohl ist Weihnachten das volkstümlichere Fest. Liturgisch jedoch steht Ostern höher. Während wir im weihnachtlichen Festgeheimnis den Beginn des Erlöserlebens Jesu begehen, feiern wir Ostern dessen Vollendung. Die irdische Erlösertätigkeit des Heilandes, sein Leben in Armut, sein bitteres Leiden und Sterben ist nun „vollbracht.“ Jetzt sehen wir ihn als den glorreichen Sieger über Tod und Hölle. „Der Fürst des Lebens, dem Tode erliegend, herrscht nun als König und lebt“, so jubelt die Sequenz. „Es drückt dem teuern Lösungskauf der Herr von Wort und Tat das Siegel der Vollendung auf“, singen wir in einem Osterliede. „Alleluja“ ist der immer wiederkehrende Hochgesang von Ostern. Es ist das Jubellied der Himmel, der Erlösten und in Gott Lebenden. Und weil wir unserer Erlösung allezeit eingedenkt sein sollen, verflingt das Alleluja nicht mehr bis zum Ende des Kirchenjahres.

In der Vollendung der Erlösung kommt auch die Fülle der Erlösungsgnade zu uns. Darum spendete die junge Kirche den Neuchristen zu Ostern die heilige Taufe. In der froh-ernsten Feier der Osternacht, der Vigil, wurde ihnen die gnadenreiche Erlösung von der Erbschuld zuteil. Heute ist diese österliche Vorfeier auf den Vortag, den Karfreitag, verlegt, und der Priester weiht das Taufwasser, das „Wasser der Wiedergeburt.“ Eine andere österliche Segnung des Karfreitags ist die Weihe des Osterfeuers. Sinnvoll hat die Kirche das neue Feuer, aus dem Stein geschlagen, zum Bild Christi gemacht. „O Gott, du hast durch deinen Sohn, welcher der Eckstein ist (die Grundlage, der Träger der Kirche), den Gläubigen das Feuer deiner strahlenden Herrlichkeit mitgeteilt.“ So betet sie bei der Feuerweihe. Diese „Herrlichkeit“ ist die höhere Erkenntnis vom Wesen Gottes, wie Christus sie uns vermittelt hat, ganz besonders im Geheimnis der heiligsten Dreifaltigkeit. Darum wird an dem Feuer eine dreizellige Kerze nach und nach entzündet, und jedesmal singt der Priester dabei „Lumen Christi“, d. i. „Licht Christi.“ Das leuchtende Vorbild des auferstandenen Erlösers aber ist die Osterkerze mit den fünf Weihrauchhörnern als Symbol der fünf Wundmale. „Fühle, vom Lichtglanz des ewigen Königs erhellt, wie das Dunkel im ganzen Umkreis von dir gewichen“, so singt der Diakon feierlich.

Jubel über Christi Sieg, Dank für unsere Erlösung in der heiligen Taufe und Auferstehung, diese Wiedergeburt in unserm Leben zu verwirklichen, das ist der Inhalt der Liturgie des Osterfestes. Die ganze Woche hindurch stellt die Kirche in der heiligen Messe diese Gedanken den Gläubigen vor die Seele. Standen doch in früheren Zeiten die ganze Oktav hindurch die Neugetauften in ihren weißen Taufkleidern vorn am Altar. Ihnen besonders rief sie diese Mahnungen zu. Doch sie gelten ebenso für uns, die wir schon als Kinder „Wiedergeborene in Christus“ geworden sind. Auch wir müssen „den alten Sauerteig der Sünde fortschaffen und ein neuer Teig werden in Lauterkeit und Wahrheit.“ In diesen Worten der Osterepistel finden wir — wie öfters noch in der österlichen Liturgie — den Hinweis auf das Osterfest der Juden, das gefeiert wurde zum Dank für die Befreiung aus der Knechtschaft der Ägypter. Unser Osterfest ist das Gedenken an die



Christus am Ölberg

Bartholomäus Bruhn d. Ältere, 1493—1556

Der Heiland kniet im stillen Tal,
Sein Herz empfindet Todesqual;
Die Königstirne marmorweiß
Verdunkelt sich in Blut und Schweiß.
Herr, erbarme dich unsrer!

Ihr Sterne, löscht das gold'ne Licht!
Sie führen ihn zum Hochgericht,
Die Geiheil schlägt den Gottessohn,
Und Dornen sind der Liebe Lohn.
Herr, erbarme dich unsrer!

P. G. Koch, Ord. Cap.



Es ist vollbracht!
Gemälde von Prof. J. Wehniger, Dornbirn

Erlösung aus Satans Toch und Sündenfnechtschaft. Immer wieder stellt die Kirche uns diese unsere Erlösung, unsere Aufnahme in das Gnadenreich des Heilandes, vor. „Es führt euch der Herr in das Land, das von Milch und Honig fließt“ (Eingangslied der Messe vom Ostermontag). „Kommt her, ihr Gesegneten meines Vaters; besitzet das Reich, das euch bereitet ist“ (Eingangslied vom Mittwoch). Wenn jeder Einzelne sein Christsein wahrhaft lebt, dann lebt und wirkt er auch segensreich in der Gemeinschaft. Darum bittet das Kirchengebet vom Donnerstag: „Gib, daß ein Glaube im Denken, eine Liebe im Handeln die im Taufbrunnen Wiedergeborenen verbinde.“

Möchten doch alle die ganze Oktav hindurch mit der Kirche Ostern feiern, indem wir täglich der heiligen Messe beiwohnen. Betet dabei mit der Kirche die Gebete der heiligen Messe. Nehmt womöglich auch am Opfermahl der heiligen Kommunion teil. Grinnert euch täglich eurer großen gnadenvollen Berufung und Verpflichtung, der Auswirkung eurer Wiedergeburt in eurem ganzen Leben und Wirken. Führt auch eure Kinder in den Geist des Osterfestes ein. Laßt sie — nach der nötigen Weckung des Verständnisses für die einzelnen Zeremonien — an der österlichen Vorfeier des Karfreitags teilnehmen. Macht das Osterfest zu einem Familienfest der Wiedergeburt durch Beicht und Kommunion aller Familienglieder. Und laßt danach heilige Osterfreude über dem gemeinsamen Morgenmahl sein. Da leuchten in der Vase die gelben Osterglocken, und die bunten Eier sind ein Symbol des Heilandes, der die Hülle des Grabes sprengte, wie die Schale des Eies zerbricht, wenn neues Leben aus ihm hervorgeht.

Möge das Osterfest uns allen doch wieder recht zum Bewußtsein bringen, wie wir unser inneres und äußeres Leben bereichern können, wenn wir das Jahr der Kirche mit der Kirche leben in uns und im Kreise der Unsern.

Hundert Jahre Katholisch-Südafrika

(Fortsetzung)

Der erste Apostolische Vikar von Südafrika, Bischof Griffith, starb im Jahre 1862 und fand in der St. Mary's-Kathedrale am Fuße des Tafelberges seine Ruhestätte. Vor seinem Heimgange erlebte er noch die Freude, an den Vorplätzen von Kapstadt und im 300 Meilen von der Küste entfernten Dordtshoorn katholische Missionen eröffnet zu sehen.

Nachfolger wurde sein Coadjutor Dr. Grimley, ein Irländer aus Fingal-Dublin. Der neue Bischof berief die irischen Dominikanerinnen und die Maristenbrüder für Erziehungsaufgaben ins Land. Er starb jedoch schon 1871, bald nach seiner Rückkehr vom Vatikanischen Konzil in Rom. In einem Briefe an den Propaganda-Sekretär hatte er 1869 festgestellt, daß nur acht Priester in seinem ganzen Vikariate seien und die (kalvinistische) Bevölkerung sich höchst feindselig zeige. Als Beispiel erwähnt er folgende Tatsache: einer seiner Priester bereiste das Land und wurde für einen protestantischen Minister gehalten. Da er bei einem Buren übernachten mußte, wies ihm die Frau ein Gastzimmer mit Bett an. Nachdem sie aber entdeckt hatte, daß sie einen — katholischen Priester beherberge, verlegte sie sein Nachtquartier sogleich in den — Stall! Freilich war die ungastrfreundliche Burenfrau etwas beschämt, als der römische Besuch gelassen bemerkte: . . . „wenn ein Stall gut genug war für meinen Herrn und Meister, dann ist er auch gut genug für mich!“

Der nächste (dritte) Apostolische Vikar vom Westkap war Dr. John Leonhard, ebenfalls ein Irländer aus Dublin. Durch die 35 Jahre seines Bischofsamtes gab er dem Klerus und Volk ein leuchtendes Beispiel heiligen Priesterlebens. Fast den Hauptteil seiner Zeit brachte er im Sattel oder Kapkarren zu, indem er sein gewaltiges Vikariat unermüdlich von einem Ende zum andern bereiste. Die entferntesten kleinen Ortschaften erfreuten sich seines Besuches und der wahrhaft Gute Hirte scheute nicht 100 Meilen schwierigsten Weges, um auch nur einem Katholiken Gelegenheit zu bieten, seine Osterpflicht zu erfüllen.

Den erzieherischen und kirchenpolitischen Aufgaben im rasch sich entwickelnden Lande zwar minder gewachsen, besaß Bischof Leonhard doch den Geist und das Herz eines wahren Apostels. Bei seinem Hinscheiden (1908) zählte das Vikariat 33 Priester, 153 Ordenspersonen, 19 Kirchen und 20 Elementarschulen. Spricht man zu den älteren irischen Katholiken von Bischof Leonhard, so füllen sich heute noch ihre Augen mit Tränen dankbarer Erinnerung und aufrichtiger Bewunderung. In der Stadt Dublin bleibt sein Name durch die „Leonhards-Ecke“ verewigkt, wo bis vor kurzem noch seine Verwandten lebten.

In der Schule von Dr. Leonhard ausgebildet und seinen Fußstapfen folgend, wurde Msgr. John Rooneys 1908 Apostolischer Vikar vom Südkap. Seine Heimat war Kildare in Irland. Die Studien machte er am Propaganda-Kolleg in Rom. 53 Jahre wirkte er als Priester und Bischof

und schon vor Übernahme des Vikariates hatte er 22 Jahre lang das Amt des Coadjutors versehen. Unter seiner milden und umsichtigen Leitung nahm insbesondere das katholische Erziehungswerk im Lande raschen Fortschritt. Bischof Rooneh führte die Schwestern von der hl. Familie und vom Guten Hirten in der Kapkolonie ein und baute mehrere Kirchen.

Sein Leben freiwilliger Armut und Askese könnte man Klostervorbildlich nennen. 19 Jahre hindurch führte der Oberhirte den Missionsbischofsstab und hinterließ ihn 1927 einem geborenen Südafrikaner, Msgr. O' Riley, dem für einige Jahre die Leitung des westlichen Vikariates vom Kap der Guten Hoffnung zufiel. Nach seiner Resignation übernahm der ehemalige Kameruner Missionsbischof deutscher Nationalität, Franz Hennemann das Amt des Apostolischen Vikars.

Aus der Reihe von Laienpionieren, die am Aufbau von Katholisch-Südafrika mitwirkten, verdient nächst den Missionsbrüdern besonders Mr. Begley in Kapstadt ehrende Erwähnung. Er beteiligte sich hervorragend am Bau und der Ausstattung der St. Mary's-Kathedrale. Es trugen auch bemittelte Ladys namhafte Summen zur Errichtung von katholischen Kirchen, Konventen und Missionsstationen bei. Die treue Mitarbeit so vieler im Verlaufe dieser ersten Hundert Jahre steht auf ewig im Buche des Lebens verzeichnet. Bleiben auch die meisten Beteiligten und ihre Liebeswerke dem höchsten Vergelteter allein bekannt, so sind sie doch alle vorzüglich in diesem Jubiläumsjahre 1938 in den aufrichtigen Herzensdank der Südafrikaner eingeschlossen. Und zwar nicht bloß der Katholiken, sondern auch von Tausend Außenstehenden europäischer, afrikanischer und indischer Abstammung, welche seit Jahrzehnten die Wohltaten der katholischen Religion mitgenießen.

Nach dem kurzen Überblick über die Entwicklung des westlichen Vikariates vom Kap der Guten Hoffnung nun einige historische Daten aus den neun Jahrzehnten des östlichen Vikariates.

Schon in den Dreißigerjahren des vorigen Jahrhunderts hatte ein Rev. Father Wagenaar das primitive Port Elisabeth besucht. Die Feier der hl. Messe in der Behausung eines Walfischers dürfte der erste katholische Gottesdienst im Ostgebiete gewesen sein. Von 1838 ab zelebrierte der Apostolische Vikar von Kapstadt, Bischof Griffith, in der Wohnung eines Mr. Scallan. In der Folge kehrten noch oft andere Priester daselbst ein.

Der Bischof besuchte Uitenhage, Fort Beaufort, Graaff-Reinet und andere Plätze und spendete daselbst die hl. Sakramente der Taufe und Firmung. Die Gesamtzahl seiner Katholiken schätzte er um das Jahr 1840 auf rund 500 Seelen. Father George Corcoran wurde der erste Pfarrer von Port Elisabeth. Auf seiner Fahrt von Kapstadt dahin, am 8. März 1840, erlitt er in der Plettenberg Bay Schiffbruch und rettete sich auf einem Balken aus der Flut. Es gelang ihm noch, gerade zum St. Patricks-tage, 17. März, sein Amt in Port Elisabeth anzutreten. Sogleich erwarb er ein Grundstück für Kirche, Schule und Pfarrhaus, später St. Augustinshalle genannt. Für Uitenhage wurde Father Hartigan als erster Seelsorger bestimmt. Er wohnte lange Zeit in ärmlicher Behausung, die zugleich als Kapelle dienen mußte — und zwar auf dem Grundstück, das ein sterbender Irländer den Katholiken geschenkt hatte . . .

Am 30. Juli 1847 ernannte Papst Pius IX. den uns schon bekannten ersten Pfarrer von Grahamstown, Dr. Devereux, zum Bischof des neu errichteten Apostolischen Vikariates der östlichen Distrikte vom Kap der Guten Hoffnung. Das Gebiet maß damals gegen 500 Meilen in die Länge



Bischof Aldalbero CMM. von Mariannhill
mit zwei eingeborenen Neupriestern

und in die Breite. Die Verkehrswege, soweit überhaupt welche bestanden, waren natürlich noch im primitivsten Zustande.

Bischof Devereux wurde am 27. Dezember 1847 in Kapstadt von Bischof Griffith konsekriert und zählte damals 42 Lebensjahre. Große Schwierigkeiten erwarteten ihn, denn außer Grahamstown und Port Elisabeth gab es im ganzen weiten Ostgebiete kein Gotteshaus, keine Schule und auch keinerlei Baufonds. Katholisch-Belgien leistete damals Hilfe in großer Not. Nun konnte der mittellose Oberhirte Schwestern aus Paris kommen lassen, die ersten für Südafrika! Sie trafen 1849 in Kapstadt ein und eröffneten 1850 eine Schule. Ihnen wurde auch die erste Waisenanstalt im Bistariate anvertraut. Bischof Devereux plante sodann ein katholisches Hospital für Grahamstown und legte persönlich Hand an den Bau. Doch ein frühzeitiger Tod nahm ihm das Handwerkszeug ab . . .

Seinem ersten Vikar von Port Elisabeth (damals Grahamstown) verdankt Südafrika sogar die erste katholische Zeitung! Unter dem Namen „Der Kolonist“ erschien das Blatt seit dem 20. Dezember 1850 wöchent-

lich. Herausgeber und Schriftleiter war im Auftrage des Bischofs Father Ricards, sein späterer Nachfolger im Apostolischen Amt. Durch neun Jahre förderte „Der Kolonist“ die katholische Sache und kulturelle Entwicklung. Größere, weltliche Zeitungsunternehmen überholten allerdings damals bald die katholische Anfangsgründung.

Nach 1850 kamen die Missionen in Cradock, Alice, Colesburg und Burghersdorp zu Stande. Bischof Devereux starb indessen schon am 11. Februar 1854 zum allgemeinen Bedauern der Bevölkerung, denn er war auch bei der nichtkatholischen Überzahl beliebt und geschätzt. Father Ricards berichtete in seinen Aufzeichnungen vom Februar 1854 — und veröffentlichte sie wohl auch im „Kolonist“: „Diesen Abend beerdigten wir unseren teuren und ausgezeichneten Bischof. Nach einer kurzen, mit christlichem Starkmut ertragenen Krankheit wurde er von uns genommen. Sein Tod kam uns allen ganz unerwartet. Er allein schien seit einigen Wochen schon sicher zu sein, daß er diese Erde bald verlassen würde. Nach Empfang aller hl. Sakramente verschied er anscheinend schmerzlos an einem Gehirn-Bluterguß. Es ist ein großer Verlust für die Mission; doch Gottes Wille geschehe!“

Sein unmittelbarer Nachfolger war Dr. Moran, ehemals Kurat in Dublin und vom Erzbischof Euilen in Carlow (Irland) am 30. März 1856 zum Bischof geweiht. Als zweiter Apostolischer Vikar der Ostprovinzen traf Dr. Moran am 11. November 1857 in Grahamstown ein. Obwohl vor die gleichen und größeren Schwierigkeiten gestellt wie sein Amtsvorgänger, ging der neue Oberhirte mit mutigem Eifer und sichtlichem Erfolg an seine Aufgaben.

(Fortsetzung folgt)

Osterglocken in der Mariannhiller Mission

Von P. Otto Heberling CMM.

Die Osterglocken haben immer einen feierlich-festlichen Klang und stimmen sicher die Mehrzahl der Menschen, an deren Ohr ihr Singen und Jubilieren dringt, freudig und froh. Bei mir war das wenigstens stets der Fall, ob ich nun die Osterglocken in meiner schönen Heimat im Rheintal, oder während des großen Krieges fern der Heimat irgendwo in Frankreich vernahm. Immer hörte ich aus dem Osterglockengläute, auch als das Trommelfeuer der Front es fast ganz übertönte, die wunderbare Weise des Siegesliedes der Christenheit heraus: „Christus ist erstanden!“ — Immer jubelten die Osterglocken mir zu: „Christus siegt! Christus regiert! Christus herrscht!“ — Und in dem Gedanken an den einzigartigen Sieg des Gottessohnes über die Sünde, den Tod und die Hölle, wurde mein Herz stets mit einer wahren Osterfreude erfüllt. Selbst als ich meiner lieben Heimat am deutschen Rhein, ja sogar dem Weltteil Europa „Lebewohl“ gesagt und Christus dem König des Himmels und der Erde zulieb mein Wohnzelt im Süden des schwarzen Erdeils, im Gebiete der Mariannhiller Mission aufgeschlagen hatte, blieb es in Bezug auf die Osterglocken wie es früher war. Auch im „dunklen Afrika“ sangen die Osterglocken von den Türmen der Missionskirchen jubelnd das Siegeslied: „Christus ist erstanden!“ — Ja, in Südafrika kam mir sogar die Glaubensgewissheit vom vollen Ostersieg des auferstandenen Heilandes klarer und deutlicher zum



Christus ist erstanden!

(Halberstadt, Dom, 17. Jahrhundert)

Der Himmel jaucht, die Hölle bebt,
Die Erde jubelt: Jesus lebt!
Er, der da starb am Holz der Schmach,
Stand glorreich auf am dritten Tag.
Verstummt ist seiner Feinde Spott,
Der Zweifler rust: Mein Herr und Gott,

O Tod, wo ist dein Stachel nun?
Ich werd' im Grab nicht ewig ruh'n.
Ich weiß, daß mein Erlöser lebt,
Der aus dem Staube mich erhebt.
Gelobt sei Gott in Ewigkeit,
Der uns erlöst von allem Leid!



Der Hochvst. H. P. Generalsuperior der Mariannhiller Missionare
an Bord. Er machte voriges Jahr die kanonische Visitationen
in unsere Missionsgebiete
photo: Mariannhiller Mission

Bewußtsein als in Europa. — Sechsmal hörte ich in Südafrika die Osterglocken klingen, und ich möchte fast sagen: jedesmal läuteten sie schöner, jedesmal wurde ihr Ton voller, jedesmal griff mir ihre Siegesbotschaft mehr ans Herz.

Das erste Osterfest im Süden Afrikas feierte ich im Jahre 1926 auf der Missionsstation Mariatal. Ich war damals noch Theologe. Alles wich-

tigen Gründen hatte die Oberleitung der Mariannhiller Missionskongregation einige Jahre zuvor unser Priesterseminar auf diese schöne Missionsstation verlegt. Kurz vor meiner Ankunft war eine neue große Missionskirche gebaut und eingeweiht worden. Das ganze katholisch-religiöse Leben der eifrigen Eingeborenen-Neuchristen spielte sich auf dieser Station vor den erstaunten Augen der zukünftigen Missionare ab. Wir sahen, wie sich Tag für Tag, und besonders an Sonn- und Feiertagen, Kinder und Erwachsene, Männer und Burschen, Frauen und Mädchen in großer Zahl zur Feier des hl. Messopfers einfanden, wie sie sich um die Beichtstühle drängten und mit größter Andacht und Sammlung die hl. Kommunion empfingen. Wir hörten ihre schön gesprochenen Gebete in der wohlfligenden Zulusprache und ihre erbaulich und begeistert gesungenen Lieder beim Gottesdienst. Und während wir all das Schöne sahen und hörten, wußten wir, diese Leute waren vor einigen Jahren noch arme Heiden und standen als solche unter dem seelenzermarternden und herzzerwärmenden Druck der Furcht vor den Dämonen in sichtbarer und unsichtbarer Gestalt und unter der verbrecherischen Tyrannie der Zauberer und Wahrsager. Jetzt waren sie frohe und freie Gotteskinder. Der Glaube an Jesus Christus, den Gottessohn, der für alle Menschen am Kreuze starb, der die Menschen durch seinen Opfertod von der Sünde erlöste und aus der Gewalt des Teufels befreite, der Glaube an den Auferstandenen, den Sieger über Sünde, Tod und Hölle hat diese vorher wirklich bedauernswerten Menschen ganz umgewandelt, er hat sie glücklich, froh und frei gemacht. — Und all die Menschen, die sich Tag für Tag um den Altar scharten, waren ganz und gar freiwillig dem Ruf der Glocken gefolgt. Durch keine weltliche Macht gezwungen und von keinem Missionar genötigt, waren sie in den Unterricht gekommen. Nein, nur die Frohbotsschaft des Evangeliums Christi hatte diese Leute angezogen, nur die Liebestat des Erlösers Jesus Christus hatte ihr Herz ergriffen und ihren Sinn geändert. Von der Liebe Christi bezauberten, nahmen diese Naturkinder mit freier Willensentschließung den katholischen Glauben an und wurden durch die hl. Taufe aus der Unfreiheit und Nacht des Heidentums zur glücklichen Freiheit der erlösten Gotteskinder geführt. — — — Die Ostersonne war ihnen strahlend und sieghaft aufgegangen — Christus hatte in ihnen gesiegt.

Unvergesslich für mein ganzes Leben wird mir das sechsmalige Osterglockengeläute, das ich in Südafrika vernahm, bleiben. Heute nach 12 Jahren klingen die Jubeltöne der afrikanischen Osterglocken, wie ich sie zum erstenmal hörte, noch in meiner Seele nach und rufen glückliche Erinnerungen darin wach. Es war am Karfreitag des Jahres 1926. Auf der Missionsstation Mariatal fand die feierliche Taufe einer größeren Anzahl von Erwachsenen statt. Als Hilfsakristan der Missionskirche hatte ich das Glück, dem Missionar bei dieser heiligen Handlung ein wenig beizustehen und die nötigen Darreichungen zu machen. Der feierliche Ernst und die tiefe Ergriffenheit auf den Gesichtern der Täuflinge machten auf mich einen unbeschreiblichen Eindruck. Ich sah ja zum erstenmal eine feierliche Taufe von Erwachsenen. Das große Glück, das diesen Männern und Frauen aus den Augen strahlte als das Taufwasser über ihre Stirne geflossen war, erfaßte auch mich mit aller Gewalt. — Osterglocken läuteten nicht bloß vom Turm der Missionskirche, nein, Osterglocken sangen und klangen auch in meiner Seele, voll Ostergelöbnis pochte laut und freudig mein Herz. Und als am nächsten Morgen die Neugetauften unter dem festlichen Klingen der Osterglocken als glückstrahlende Erstkommunikanten in die ge-

schmückte Missionskirche einzogen, wo ich den Augenblick erleben durfte, da der göttliche Heiland, der Sieger über Sünde, Tod und Hölle zum erstenmal in der hl. Kommunion in die Herzen der Neugetauften einkehrte, da dankte ich dem Allerhöchsten aus übervollem Herzen, daß er mich diesen neuen gewaltigen Ostersieg des Auferstandenen in dieser Schar glücklicher Menschen schauen ließ. Hätte ich nur die Osterglocken des Jahres 1926 in Afrika klingen hören, müßte ich schon dieses einzigartigen Erlebnisses wegen allein dem Herrgott zeit meines Lebens von Herzen dankbar sein. — Doch, es blieb nicht bei diesem ersten Ostererlebnis auf Afrikas Boden. Auf der Missionsstation Mariatal hörte ich ein zweites und drittes Mal die Osterglocken das Siegeslied „Christus ist erstanden!“ singen. Und obwohl sich dem zweiten und dritten Osterglockengesang, den ich in Südafrika vernahm, der dumpfe Ton der Totenglocken, die in meiner lieben Heimat am schönen Rhein meinem guten Vater, meinem treuen Bruder und meiner kleinen Nichte geläutet wurden, beigesellte, so hörte ich trotz allen Schmerzes ob des allzufrühen Heimganges meiner Lieben doch wie immer die trostreiche und sieghafte Weise: „Christus ist erstanden!“ heraus. — Und weil er den Tod bezwungen, so sangen mir die Osterglocken weiter zu, deshalb wirst du deine Lieben auch jenseits des Grabes glücklich wiedersehen — — —

Im vierten Jahre meines Aufenthaltes in Südafrika riefen mich die Osterglocken zur großen Missionszentrale Mariannhill. Ich war inzwischen Diacon der hl. Kirche geworden. Als solcher hatte ich die Ehre und das Glück, in der Karwoche und auf Ostern dem hochwürdigsten Herrn Bischof Adalbero Fleischer CMM. bei den Pontifikalfunktionen in der Pro-Kathedrale beizustehen. In Mariannhill fing mein Ostererlebnis aber schon am Gründonnerstag an. Nie zuvor und auch nie nach diesem Gründonnerstag sah ich irgendwo so viele Gläubigen bei einem Pontifikalamt am Gründonnerstag zur hl. Kommunion gehen. Das war eine Gründonnerstagsfeier, wie sie sich auch der begeisterter Liturgiefreund nicht idealer wünschen könnte. Kein Wunder, daß ich als junger Diacon am Schluß des Pontifikalamtes in der Freude meines Herzens das „Ite, Missa est“ in der höchsten mir möglichen Tonlage sang. Am liebsten hätte ich gleich das Oster-Alleluja hinzugefügt. — Nach dem Pontifikalamt zogen wir mit dem hochwürdigsten Herrn Bischof in der Mitte in Prozession zur Vorhalle der großen Missionskirche. Dort saßen schon die „zwölf Apostel“, gute alte Eingeborenen-Männer, bereit, an denen der Missionsbischof den Liebesdienst der Fußwaschung vornehmen wollte. Mit innerer Ergriffenheit sang ich als Diacon zuvor das Evangelium von dieser einzigartigen Demuts- und Liebestat des göttlichen Heilandes an den Aposteln. Dann wusch der hochw. Herr Bischof im Staube kniend den zwölf alten Männern die Füße und gab jedem ein angemessenes Geldgeschenk. Das war wahrhaftig Nachahmung dessen, was der Heiland vor seinem Scheiden aus dieser Welt in unendlicher Demut und Liebe an seinen Aposteln tat mit der Mahnung, sie sollen an ihren Brüdern dasselbe tun. — Am Karfreitag durfte ich das schönste Osterlied der hl. Kirche, das unvergleichlich herrliche „Exsultet“ singen. Und ich tat es mit freudigem Herzen und jubelnden Lippen; ich verkündete der lauschenden Christengemeinde den Sieg und den Triumph des Gekreuzigten und Auferstandenen. Ich pries die glückliche Schuld, die verdiente, einen so gütigen und großmütigen Erlöser zu erhalten. Und als eine zeitlang später der das Karfreitagsamt zelebrierende Bischof das Gloria anstimmte, da fielen alle Glocken von Mariannhill in den Zu-



Zum Besuch unseres Hochwst. H. P. Generals in Afrika
Im Priesterseminar für Eingeborene in Mariaatal

Im Vordergrund: H. P. Willehad, Generalsekretär und Reisebegleiter des Hochwst.
H. P. Generals; Hochwst. H. P. General, H. P. Raphael, Regens des eingeb.
Priesterseminars. — Im Hintergrund: H. P. Ferdinand, H. P. Storch, H. P. Henig,
Professoren im eingeborenen Priesterseminar

Photo: Mariamhüller Mission

belgesang mit ein und trugen mit ihren ehernen Stimmen die Siegeskunde „Christus ist erstanden!“ über die Berge und Hügel bis zum Indischen Ozean. Und aus allen Tälern hallte es Antwort: „Alleluja! — Alleluja! — Alleluja!“ — Am nächsten Tag war aber erst recht Ostern. Schon in aller Frühe luden die Österglocken die umwohnenden Christen zum Festgottesdienst ein. Bald strömten die Leute in hellen Scharen herbei. Die große Missionskirche konnte die Menge der Gläubigen gar nicht fassen. Unter dem Jubel der Österglocken zog der Bischof ein. Das Pontifikalamt begann. Der Kirchenchor sang eine herrliche Festmesse. Der Augenblick der hl. Kommunion nahte. Die Gläubigen drängten sich zur Kommunionbank vor. Der Bischof selbst, unterstützt von einem Diacon, und noch zwei andere Missionare teilten an der großen Kommunionbank fast eine halbe Stunde lang die hl. Kommunion aus. — Und wiederum sang der Diacon das „Ite, Missa est“ mit dem Alleluja. Die ganze Gemeinde sang ein jubelndes „Deo gratias! Alleluja! Alleluja!“ — und darauf ein gemeinsames Osterlied in der Muttersprache. — War das eine Freude und Begeisterung! — Wahrhaftig: Christus ist erstanden! Christus siegt! Jesus lebt auch in Südafrika! — — —

Ein Jahr später war ich, nachdem ich nach erhaltenner Priesterweihe einige Monate auf der Missionsstation Kewelaer als Kaplan gewirkt hatte, schon allein als Missionar auf der Missionsstation Kiva St. Joseph. Von meinem Vorgänger war auf dieser noch jungen Missionsstation schon gut vorgearbeitet worden. Deshalb konnte ich am Karfreitag 1930 einer gut

unterrichteten Schar von 53 Katechumenen die hl. Taufe spenden. Obwohl auf dem noch sehr armen Missionsposten nur ein einziges Glöcklein war, hörte ich eigentlich an diesem Karfreitag und am folgenden Ostertag, an dem ich die mit eigener Hand Getauften zur ersten hl. Kommunion führte, doch ein Osterglockengeläute wie nie zuvor in meinem ganzen Leben. In dem Augenblick, da ich diese Zeilen schreibe, werfe ich einen Blick in ein Notizbüchlein, das ich von Afrika mit nach Europa brachte. In dieses Büchlein schrieb ich zur persönlichen Erinnerung die Namen all derer, die ich taufen durfte. Wenn ich so die Namen lese und mich an die guten Leute erinnere, die ich am Karfreitag 1930 tauftete, höre ich wie aus weiter Ferne das Osterglöcklein von Kiva St. Joseph klängen. Und der ganze Jubel und das selige Glück jenes Osterfestes lebt von neuem in meiner Seele auf. — Die Osterglocken in meiner Heimat läuteten ganz gewiß immer schön und haben auch heute ihren feierlichen Klang noch nicht verloren. Auch die Osterglocken, die ich während des großen Krieges von französischen Kirchtürmen herab trotz des Verstens der Granaten und Minen in den vordersten Schützengräben vernahm, hatten ihren eigenen Feierton, der stets ein wunderbares Echo in meinem Herzen hervorrief. Freude und Jubel verkündigten die Osterglocken in Mariatal und Mariannhill. Aber das schönste Osterlied sang doch das kleine Missionsglöcklein in der Bergeinsamkeit auf der Missionsstation Kiva St. Joseph im Jahre 1930 und im Jahre 1931, wo ich ebenso wieder 42 Katechumenen die hl. Taufe spenden und die glücklichen Neugetauften im Kleide der Taufunschuld zur ersten hl. Kommunion führen konnte. Heute noch danke ich dem Herrn, der mich in seiner unendlichen Weisheit und Güte nach dem fernen Südafrika führte und mich dort auf einer ganz armen Missionsstation die allerschönsten Osterglockenflänge vernehmen ließ. — — —



Eingeborener Neupriester der Mariannhiller Mission gibt eingeborenen Schwestern
den Primizseggen

Photo: Mariannhiller Mission

Abenteuer in Nigeria

Reiseerlebnisse von P. Winfried Hafstreiter CMM.

(Schluß)

4. Abschied von Nigeria

Nun waren wir drei Weltbummler, die zwei Missionsärzte und ich, in Abeokuta, 130 Kilometer landeinwärts und wußten nicht, wie wir jene Nacht noch das Schiff erreichen sollten, das morgen früh abfahren würde.

Hastig wird ein Gilbote zu einem Weißen geschickt, er möchte uns doch mit seinem Auto zum Bahnhof fahren lassen. Bald fährt ein kleiner Wagen am Hause vor. Die Bremsen knirschen. Keine Minute ist zu verlieren. In aller Eile stürzen wir uns in den alten Karren. Vorsichtslustiges Beifükel. „Im schnellsten Tempo zum Bahnhof!“ kommandiert Dr. Kebekordes. „Herr, soweit reicht mein Benzin nicht mehr!“ erwidert fast der Schwarze zurück. „Dann fahr wenigstens bis zur nächsten Tankstelle!“

Die Pumpe ist in nächster Nähe. Wir atmen auf. Gott sei Dank! „Geben Sie uns sofort Benzin, aber schnell!“ „Herr, die Pumpe ist ja leer!“ „Blitzhagel donnerwetterparaplü!“ wozu steht denn die Pumpe da! Poß Saumagen und Kuhschwanz! Wenn ihr uns jetzt nicht sofort zum Bahnhof bringt, dann zeigen wir euch an bei der englischen Regierung!“ Der schwarze Chauffeur zuckt leicht zusammen, heuchelt Kühle und sagt scheinbar ruhig: „Bis zum Bahnhof, soweit mag das Benzin gerade noch reichen.“ „Also los!“

Die Hebel knarren. Tu, tu, tu, tu ... wir fliegen durch Straßen und Gassen. Schreiend stieben die Kinder auseinander, freischend schimpfen die Weiber uns nach. Die Männer rollen die Augen und ballen die Fäuste. Rechts herum, links herum, rechts herum, links herum — endlich der Bahnhof in Sicht!

Aber was für ein Bahnhof?! Das Gebäude sieht aus wie ein europäischer Heuschoppen. Es braucht hier keine Wartesäle. Bei der Hitze setzt sich niemand ins Haus. Wir lassen unseren Fahrer stehen und biegen zum Bahnhof ab. Der Zug hat Verspätung, hören wir. Gott Lob!

Unser schwarzer Freund von Lagos ist auch schon wieder da. Er kommt uns entgegen wie ein Geißbock mit gefällten Hörnern. Und hinter ihm drein eine ganze Rotte Schwarzer, wohl mehr als hundert Mann, Männer und Frauen. Sie schwärzen laut und aufgereggt. Sie gestikulieren mit den Armen und schlagen ganze Löcher in die Luft. Offenbar sind sie schon unterrichtet: Da kommen drei Weiße. Die haben ein Auto kaput gemacht. Wir müssen ihnen jetzt das Geld abzwingen.

Wir kommen auf dem Platz an. Wir tun als ob wir diese Kohlenbrenner nicht sähen. Wir schreiten über die Gleise zur Verwaltungshütte. Die ganze ruhige Gesellschaft hinterdrein, heftig lärmend. Wir lösen erst die Fahrkarte: „Dreimal nach Lagos, 2. Klasse.“ Alle Beamten sind schwarz. Kein einziges weißes Gesicht auf dem Bahnhof. Wir fragen: „Wann wird der Zug kommen?“ „Etwa in 10 Minuten.“

Inzwischen wollen wir auf dem Bahnhofplatz neben den Schienen auf und ab marschieren. Der Abend ist kühl, wir aber — — schwitzen. Immer wieder drängt sich unser Freund von Lagos heran: „Massa, I want my money, Herr, ich will mein Geld haben“, und wieder dieselbe knappe Antwort: „To — morrow on the boat, morgen auf dem Schiff.“ Sie

protestieren wild durcheinander, aber nicht in englischer, sondern in ihrer Sprache. Wir verstehen nichts. Dem Himmel Dank!

Unsicherer Schrittes wandern wir auf und ab. Wir können nicht stehen bleiben. Sofort würde sich ein Kreis um uns bilden. Krampfhaft umflammere ich meinen blechernen Dolch. Sie werden mich doch nicht fressen! Sie müssen doch selber sehen: Lauter Knochen und kein Speck. Rentiert sich doch nicht. Ich bin nicht so ganz „ühl bis ans Herz hinan.“ Aber mir ist schwül zu Mute. Ich wäre jetzt doch lieber auf dem Monde. Tatsächlich, der Mond steht schon am Himmel und — lacht uns aus. Auch das noch!

Endlich, zwei Lichter wachsen aus der Dämmerung. Der Zug rollt heran. Die Lokomotive faucht. Schleunigt drängen wir in den Wagen 2. Klasse. Ein unheimliches Gedränge und buntes Menschengewoge vor dem Wagen 3. Klasse. Die einen steigen aus, die anderen ein. Wir atmen auf. Der Zug rollt ab. Es geht Lagos zu. „Ihr könnt uns jetzt gerne haben,“ schimpfen wir noch hinaus, „wir haben Euch auch gerne!“

Ein schwarzer Beamter betritt unser Abteil Tickets, please, Fahrkarten, bitte.“ Er visitiert unsere Fahrkarten 2. Klasse, Please, Gentlemen, come in first class, bitte meine Herren, kommen Sie herein, 1. Klasse.“ Er führt uns in den nächsten Wagen. Wir danken ihm für seine Höflichkeit und werfen uns in die Polster. Deo gratias! Wir sind der Wut unserer Feinde entronnen.

Ich ziehe mein Brevier heraus: „Angelus suis mandavit de te, ut custodiant te in omnibus viis tuis, seinen Engel habe ich deinetwegen befohlen, daß sie dich behüten auf allen deinen Wegen.“ Da steht es.

Zäh ist die Nacht hereingebrochen. Eine herrliche Fahrt. Durch Tropennacht und Waldesdunkel. Und wie vornehm die Einrichtung: Ein weiter, luftiger, sauberer Wagen mit allen Bequemlichkeiten, Tische vor den Ledersitzen, Spiegel, fließendes Wasser, elektrisches Licht. An der Wand ein großes Schild: Europeans only, nur für Europäer.

Dann und wann sehen wir im Urwald große Feuer lodern und dunkelfarbige Männer im Lendenschurz im Kreise herumsitzen. Was ich als junger Student geträumt, jetzt war es märchenhöne Wahrheit geworden.

Endlich nach fast 4 Stunden taucht das Lichtmeer von Lagos auf. Es ist schon Mitternacht. Wir fahren ein in eine große Halle. Draußen in der Bucht sehen wir unseren Dampfer liegen, beleuchtet wie ein Feenschloß. Darauf marschieren wir zu. Autos hinter uns her. Wir steigen in einer, um der Verfolgung los zu werden.

Endlich am Quai. Vor der Schiffsbrücke steigen wir aus. Aus der Dunkelheit löst sich eine Gestalt, stürzt auf uns zu: „Massa, I want my money!“ „Hol dich der Z ..., du Mondkalb! Gute Nacht!“ Wir springen die Schiffstreppe hinan und verschwinden schleunigt in unseren Kabinen.

Um nächsten Morgen um 7 Uhr komme ich auf Verdeck, ahnungslos. Unten schreit jemand: „Massa, I want my money!“ Mit einem Ruck mache ich kehrt und verschwinde hinter der nächsten Türe.

Kriegsrat in der Kabine. Dr. Revereordes entscheidet: Erst wird heilige Messe gelesen. Dann gefrühstückt in aller Gemütsruhe, dann wird mit diesem Räubergesindel verhandelt.

Das Frühstück ist vorbei und wir haben uns tüchtig angegrast. Gestern hatten wir ja genug Hunger und Schrecken gelitten. Wir laden noch einige weiße Freunde ein. Dann hinunter die Schiffsbrücke. Auch unser schwarzer Freund vom kaputen Auto hat Kameraden mitgebracht.



Unser Hochwst. H. P. General mit H. P. Willehad, seinem Reisebegleiter (Mitte)
und H. P. Laurentius, Oberer vom Kloster Mariannhill, an Bord
Photo: Mariannhiller Mission

Er stürmt mit seinem ganzen Stab auf uns los: „Massa, I want my money!“ Nun beginnt ein langes, lautes Verhandeln, als sollte die Welt verteilt werden. Die Sprache ist natürlich englisch, aber dazwischen fallen Worte in der Mundart der Eingeborenen. Wir merken schon, daß das keine Schmeichelworte sind.

Wild geht es hin und her: „Sie haben unser Auto kaput gemacht!“ „Das Auto habt ihr selber kaput gemacht und unseren Vertrag habt ihr nicht gehalten. Wir haben nur Schrecken mit Euch durchgemacht und kaum das Ziel erreicht. Garnichts habt ihr verdient!“ Das Feilschen nimmt kein Ende.

Schon brüllt die Schiffssirene zum ersten Male. Das bedeutet: Alle Mann an Bord. Dr. Kevordes bricht die Verhandlungen jäh ab. Mit einem diktatorischen: „Wir geben Euch 1 Pfund (20 RM.) und wenn Euch das nicht genügt, kriegt Ihr gar nichts.“ Der Neger streckt die Hand aus. Die Banknote knistert zwischen seinen schwarzen Fingern. Wir fliegen die Schiffstreppe hinan.

Die Sirene brüllte zum zweiten Male. Die Schiffsbrücke wird eingezogen. Lautlos gleitet der Dampfer hinaus. Die Kapelle bläst: „Muß i denn, muß i denn ...“ Der Strand weicht zurück.

Dort steht noch unser schwarzer Freund, schaut ratlos seinen Pfund-Schein an und dann wieder zu uns herüber. Wir winken ihm: „Komm doch herüber, dann setzen wir die Verhandlungen fort.“ Jetzt, wenn er uns in seinen Klauen hätte, er würde uns zerreißen. Es müßte eine Lust für ihn sein. Ja, das liebe Geld!

Noch heute, hier und da, wenn ich einen schweren Traum habe, steht ein Neger an meinem Bett, streckt mir seine schwarze Hand hin und brüllt mich an: „Massa, I want my money!“

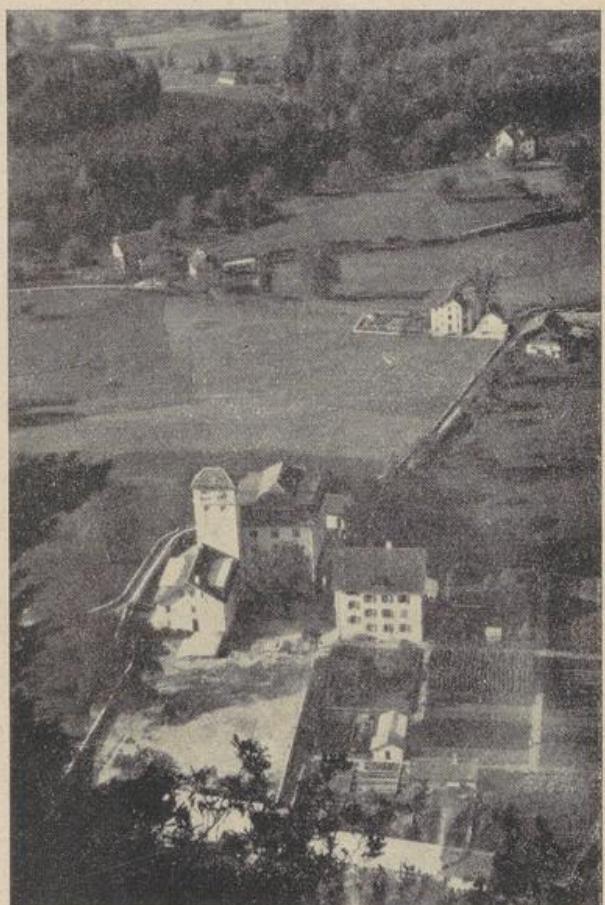
Vier fette Österhasen

Von P. Solanus Peteret CMM.

Unsere Gegend hier im afrikanischen Citeau ist arm an Wild. Nur hier und da taucht ein Feld- oder Steinhase auf. Mangel an Winternahrung wird wohl schuld daran sein, daß so wenig Wild da ist. Auch die Flüsse sind fischarm. Wenn ich als Bube den Heu- und Krummetmähern am Oppafluß das Essen hinausbrachte und in den Fluß ein Stückchen Brot oder Quark hineinwarf, dann kamen von allen Richtungen die Fische herangeschwommen und schnappten nach dem Wurf. Hier kann man in den Fluß werfen was man will, selbst Marzipan und Pumpernickel, aber kein Fisch wird sichtbar.

Unsere Mission Citeau hat im Taufbuch 2400 Christen verzeichnet. Von diesen sind 400 tot und viele vom Glauben abgefallen und ins Heidentum zurückgekehrt, was aber nicht zu verwundern ist, wenn man bedenkt, daß die Mehrzahl der Bevölkerung Heiden und Sektierer sind.

Da kam die Karwoche und der Karfreitag. Am Samstag Nachmittag fing es gewaltig zu regnen an. Die ganze Nacht hindurch rieselte ein feiner Regen herab und am Sonntag war alles in Nebel gehüllt. Das war ein trauriger Anblick. Das Volk kommt von weiter Ferne zur Kirche nur auf Feldstegen und Graspfaden, und jeder wird bis an den Unterleib nass. Ohne daß ich es wollte oder einwilligte, schoß mir der Gedanke durch den Kopf, daß uns diesmal der Herrgott recht unfreundlich sei. Ein solches Wetter am Osterfest! Nein, das ist doch zu stark; aber schon stand ich im Glauben fest und sagte mir: Was Gott tut, das ist wohlgetan, er weiß es besser und alles wird schon gut werden. Richtig: die Nebel verließen sich, die Sonne kam zum Vorschein, die Kirche wurde gespielt voll von Leuten, daß ich beim „Asperges“ Mühe hatte durchzukommen und — jetzt kommt die Hauptsache: 4 Abgefallene kehrten zum göttlichen Heiland zurück, von denen der eine schon 20 Jahre fernblieb.



St. Josef, Altdorf
vom nächsten Berg aus gesehen
Photo: P. Meinrad, Altdorf

Das waren mal 4 fette Oster-Hasen, welche die Gnade Gottes unserer Missionsstation schenkte. Ihm sei Lob und Preis immerdar und von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

Der Geist weht wo er will

Von Schwester M. Cewara CPS., Südafrika

Es war vor sieben Jahren; damals war ich Leiterin einer Missionsschule auf einer Neugründung im Tembuland, Kapkolonie. Unsere Missionsstation, St. Gabriel war die einzige katholische Mission in jener Gegend, in welcher nur Andersgläubige verschiedener Sekten und auch noch viele Heiden wohnten. Unsere Schule war von Anfang an sehr stark besetzt.

Ich hatte es meinen Schülern anbefohlen, mir es immer zu melden, wenn irgend jemand krank wurde. Das taten sie auch getreu. Nach der Schule ging es dann hoch zu Ross auf Krankenbesuch. Einmal war es mir unmöglich, für drei Tage meine gewohnten Ausgänge zu machen, da es fürchterlich regnete. Ich mußte auch die Schule ausfallen lassen, weil der mächtige Isomofluß, der direkt an der Talmulde, in der wir wohnten, vorbeifloss, hoch angeschwollen war. Am vierten Tage faßte mich eine große Unruhe, worüber ich mir nicht Rechenschaft geben konnte. Es zog mich hinaus in die Mission. Unsere Schwester Oberin jedoch verbot mir ernstlich jeden Ausgang, denn Felder und Wiesen waren ganz überschwemmt. Dies war vormittags.

Nachmittags hellte sich der Himmel auf und damit vermehrte sich meine Unruhe. Ein unbestimmtes Gefühl drängte mich fort. Auf meine abermaligen Bitten erlaubte es endlich Schwester Oberin, daß ich gehen durfte. Da es unmöglich war, ein Pferd zu besteigen, wegen der feichten und schlüpferigen Wege und Pfade, so zog ich in Begleitung einer meiner Schülerinnen auf Schusters Rappen aus. Ich wußte selbst nicht, welchen Weg wir einschlagen sollten. Wir gingen einfach aufs Geratewohl über Klüfte und Stege, über Stock und Stein.

Nach zweistündiger Wanderung befanden wir uns in einer großen Talmulde, wo viele Hütten der Eingeborenen standen. Kaum waren wir bei den ersten derselben angelangt, so sahen wir, wie die Leute zusammenliefen und uns entgegenkamen. Ich wußte nicht, wie ich mir das erklären sollte, ob sie als Freund oder Feind etwas mit uns vor hatten? Ich redete gleich den ersten besten an und fragte nach der Ursache ihres Kommens. Ein stämmiger Mann sagte mir offen und ehrlich, daß sie sich sehr freuen, daß ich endlich einmal komme. Sie hätten schon zwei Tage nach mir ausgeschaut. Doch da es regnete, dachten sie, ich könne nicht kommen. Weil aber heute das Wetter sich änderte, wußten sie sicher, daß ihr Wunsch in Erfüllung gehe. „Deshalb“, sagte er, „sind wir schon heute früh zusammengeströmt, um dich willkommen zu heißen!“

Ich war sprachlos und konnte keinen Zusammenhang finden. Doch nachdem ich meine Gedanken wieder etwas gesammelt hatte, fragte ich, was sich denn hier zugetragen und ob sie denn nach mir geschickt hätten. Sie sagten: Wir haben nicht nach dir geschickt. Jedoch am Montag starb Mtembane, eine treue Tochter unseres Stammes. Vor ihrem Sterben rief sie uns alle zusammen und sprach: „Meine lieben Stammesbrüder und

-schwestern, ich gehe jetzt heim zu meinen Ahnen. Meine Heimat dort ist dunkel, denn ich darf wegen meiner amacala (Sünden) nicht in die lichte Heimat, die ich in der Ferne schaue. Doch der große Große (Unkulunkulu), der dort Herrscher ist, will meinen Bruder, der mir hier frank zur Seite liegt, bald in dieses schöne Land holen. Sagt der weiße Jungfrau, die bald zu euch kommen wird, sie solle ihm und auch euch den Weg dahin weisen. Ich habe auf sie gewartet und mich gefehnt, dorthin zu gehen. Doch ich darf noch nicht. Mir ist um meiner Sünden willen der Paß für dorthin versagt. Mein Herz bricht mir, nachdem ich die Schönheit des großen Herrschers geschaut. Doch durch meine Sehnsucht und mein Verlangen hoffe ich hinzukommen. Lebt wohl, meine Brüder und meine Schwestern. Grüßt mir die weiße Jungfrau und hört und befolgt, was sie euch sagt, denn sie ist eine Gesandte des Großen Großen.“ (Unkulunkulu.) Mit den Worten: „Großer Großer, ich liebe dich!“ verschied sie mit einem seligen Lächeln auf den Lippen.

„Gestern haben wir sie begraben. Komm mit uns, wir zeigen dir ihr Grab.“ Ich stand ganz erschüttert da und betete für ihre Seelenruhe. Es war ein merkwürdiges Ereignis. Ich konnte mich mit meinen Gedanken gar nicht zurecht finden. Wachte ich oder war das alles ein seliger Traum? Doch bald wurde ich aus meinen Gedanken herausgerissen, als man mich bat, mit ihnen zur Hütte des Kranken zu ziehen. Als wir dort ankamen, machte mir der Kranke gar nicht den Eindruck, als ob es schlimm um ihn bestellt wäre. Er hüstelte zwar etwas, doch seine Augen schauten so klar umher; er konnte sich auch etwas bewegen und hatte eine ganz normale Temperatur.

Er begrüßte mich auf das herzlichste und erzählte mir, daß seine Stunden gezählt seien, und er bald sterben würde. Vorher aber sollte ich ihm den Weg zu dem schönen Land, wovon ihm seine Schwester vor ihrem Heimgang erzählte, zeigen und ihm helfen, dahin zu kommen. Ich redete mit ihm durch einen Dolmetscher; denn der Fosa-Sprache war ich noch nicht mächtig, vom lieben Gott, vom schönen Himmel und erklärte ihm die Notwendigkeit der heiligen Taufe. Alle Anwesenden lauschten mit sichtlichem Interesse. Er unterbrach mich immer mit Zwischenfragen. Zum Schluß bat er mich mit einem solchen Drängen und Verlangen, ihn sofort zu taufen. Alle unterstützten ihn mit innigen Bitten, ich solle ihm doch seinen Wunsch gewähren. Ich aber hatte Bedenken, denn er war ein Junggeselle von ungefähr vierzig Jahren und außerdem machte er nicht den Eindruck eines Sterbenden. Wir Laien dürfen ja nur die Taufe in Todesgefahr spenden und dann nur, wenn kein Priester zur Stelle ist.

Ich sagte ihm deshalb, daß ich den hochwürdigen Pater Missionar zu ihm schicken werde. Das ließ er aber nicht gelten. Er weinte bitterlich und redete seine tote Schwester an: „Du hast gesagt, der Große Große wolle mich im Lichte haben und die weiße Jungfrau würde mich hingeben; doch nun verweigert sie es mir, und ich fühle, daß ich bald sterben werde. O, ich Unglücklicher. Weiße Jungfrau, ich bitte dich, gib mir doch einen Paß zum Himmel, von dem du gesprochen hast.“ Bei diesen Worten fiel er vor mir auf die Knie und mit ihm alle Anwesenden. Ich trug nun auch keine Bedenken mehr; erweckte Reue und Leid mit ihm und taufte ihn auf den Namen Joseph. Dann stellte ich alle Folgen meiner Handlung dem heiligen Joseph anheim. Es war niemand glücklicher, als unser neugetaufter Joseph selbst. In seiner Jugend hatte er etwas lesen gelernt. Ich gab ihm darum einen Katechismus.

Auch brauchte er keinerlei Bedenken zu haben, denn unser hochwürdiger Pater Missionar war mit Iischias ans Bett geheftet und konnte wochenlang keine Missionsdienste verrichten. Mehrere Male besuchte ich meinen neugetauften Schützling. Er nahm sichtlich an Kräften ab. Doch jedesmal erzählte er mir, was er im Katechismus gelesen. Er war glücklich wie ein Kind. Als ich nach vierzehn Tagen hinkam, fand ich, daß es mit Joseph dem Ende zuging. Da gerade ein durchreisender Priester auf unserer Mission weilte, so bat ich ihn, ihm die heilige Ölung zu spenden. Sonntags nach dem Gottesdienst gingen wir hin, der Priester und ich, begleitet von allen unseren Kindern. Der Priester holte dann die Taufzeremonien nach, spendete ihm die letzte Ölung und verrichtete eine Andacht in der Hütte des Kranken. Joseph betete mit schwacher Stimme mit. Sein Antlitz hatte etwas Überirdisches, als lebe er nicht mehr auf der Erde.

Nach drei Tagen kam die Nachricht, daß Joseph heimgegangen sei ins Land seiner Sehnsucht. Sicherlich ist er dort oben ein großer Fürbitter für seine Stammesgenossen geworden.

Heute ist in jener Talmulde eine katholische Schule und eine Katechetenstelle und jeden Sonntag wird das heilige Messopfer dort dargebracht.

Wie wunderbar wirkt doch Gott oft in den Seelen! Sicherlich hat Joseph durch eine besonders gute Tat im Leben diese große Gnade verdient, im heiligen Linschuldkleid der Taufgnade sterben und in das ewige Jerusalem einziehen zu dürfen.

Wer möchte nicht auch so schön sterben?



Hochw. P. Franciszek Wojaczek CMM.
(Bulawayo-Mission)

Photo: P. Franz, Bulawayo

Wiro wiederum eine Heidenseele bekehrt, durch die Gnade Gottes, den Schweiß und das Blut des Missionars und unsere Hilfe, so wird Freude sein im ganzen Himmelreiche.

„Die Gottesliebe fordert, daß wir recht viele Menschen dem Reiche Christi zuführen.“ (Papst Pius XI.).

Die Missionsbegeisterung war schon von jeher die Frucht einer tiefen, lebendigen Glaubenserfassung. Zeiten in denen der Geist der Weltmission nicht die Kirche durchwehte, waren immer solche, die einen Tieftstand des religiösen Lebens bezeichneten.

Mission zwischen drei Bergen

(Fortsetzung)

Auf einer kleinen Hochebene grüßte uns das prachtvolle Grün einer Wattelpflanzung, die überdies in voller, goldgelber und weithin duftender Blüte stand. In dieser Naturwildnis ein unerwarteter Anblick. Zerfallendes Mauerwerk, die Spuren von Gartenanlagen und eine muntere Quelle zeigten, daß hier ehemals ein Weißer gewohnt hat. Später kam ich öfters zur Sommerszeit vorbei und bewunderte die noch herrlich prangenden wilden Rosen der einstigen Ansiedelung. Nicht weit davon gelangten wir auf eine öffentliche Straße in ziemlich gutem Zustande. Auf ihr ging es eine Viertelstunde weiter bis zum einsamen und einzigen englischen Store in dieser Gegend. Um gutes Geld können die Reisenden und Schwarzen hier alle gewöhnlichen Gebrauchsartikel haben, vom Streichhölzchen bis zum Pflug. Während der Bauzeit unseres Aluzenpostens waren wir nachher oft froh um diese Nachbarschaft. Heute aber ging es rasch weiter bis an den Rand des abgrundtiefen Tales, wo unsere Arbeitsstätte sein sollte.

Aller Nebel war verschwunden und vom wunderbar klaren Südafrikahimmel strahlte jetzt die Wintersonne in wolkenlosem Glanze. Es war eine Freude, in diese neue Welt mit ihren ungezählten Bergen, Hügeln, Tälern und Schluchten hineinzudringen. Wer im Sattel bleiben wollte, mußte freilich den weiten Umlauf wählen um von Nordosten an die Baustätte zu gelangen. Drei von uns zogen aber den viel kürzeren Fußpfad vor. Man sattelt einfach ab und läßt das Pferd in voller Freiheit graßen, in der Hoffnung, es bei der Rückkehr nicht allzuweit irgendwo wiederzufinden. Bevor aber in dieser Gegend Zäune gespannt wurden, passierte es an dieser Stelle dem guten Umlaufdienst, daß er beim Aufstieg aus dem St. Thomas-Grund bloß den Sattel wiederfand, während der Missionsgau stundenweit bis in die Nähe der Heimat davon war. Da weit und breit auch kein Eingeborener in der Nähe war, so blieb dem müden Apostel nichts anderes übrig, als sich den Sattel selber aufzuladen und ihn $1\frac{1}{2}$ Stunden bis zur Zwischenstation zu tragen, um da ein anderes Pferd aufzutreiben . . .

Heute ließen wir die Pferde in der Obhut eines kleinen Zulu und marschierten sorgenlos bis an die Kante des einen von den drei gewaltigen Bergmauern, die gleich einer Riesenfestung den neuen Missionsplatz umschließen. Hier hört das Marschieren auf und es heißt, mit festem Fuß und Stock und starker Hand Schritt für Schritt die 1000 Meter zur Tiefe absteigen. Stellenweise muß man sich an den wildzertrümmerten Felsblöcken anflammern um nicht abzustürzen. Kahle Steinterrassen wechseln mit immergrünem, dornigem Strauchwerk. An der Sonnenseite des Bergwaldes flammen leuchtende Aloeblüten gleich Feuerkerzen. Wir kommen an eine weit überhängende Felspartie, die wie eine massive Kanzel zur kurzen Rast einladet. Welch ein großartiger Ausblick ins offene weite Tal nach Osten, wo der Umlaufmazi in Tahrtausenden sein vielgewundenes Bett durch die Bergwelt gegraben hat. Eine echt südafrikanische Landschaft! Wer sie zum erstenmal sieht, wird den Eindruck nie vergessen. Einer von uns Neuankömmlingen konnte es sich nicht versagen, von dieser buntdekorierten Naturkanzel aus eine kurze Antrittspredigt zu halten. Man sah von hier aus die künftige Baustelle und Hütten der Eingeborenen, wo Hunderte wohl der Dinge harten die da kommen sollten. So

stellte sich denn der Prediger auf seinen unerschütterlichen festen u. hohen Standpunkt, suchte seinen ganzen einstweiligen Bantu-Wortschatz zusammen und hielt den Afrikanern ringsum eine begeisterte Ansprache. Konnten sie in solcher Ferne den Inhalt auch nicht hören noch verstehen, so klang die Rede doch wie ein lautes Gebet zum Himmel, daß er die dunklen Zwerge in der Tiefe erleuchten, befehren und als gute Christen in seine Herrlichkeit führen u. aufnehmen wolle!

Man muß solche Augenblicke selbst erlebt haben und von solcher Umgebung ergriffen sein, um die fröhlich, leichte und doch ernst, feierliche Stimmung zu verstehen, welche die ersten

Gründungsstunden eines neueroberten Missionsorts beherrscht. Der Gesamteindruck kann nicht in menschliche Worte gefaßt, sondern nur in ahnungsvollem Schweigen gefeiert werden . . .

Unsere „Kanzel“ stand ungefähr in der Mitte des Bergabhangs und hat später noch manchen Prediger gesehen. Wir setzten unseren Kletterabstieg fort durch Steingeröll und tiefe Wasserfurchen, bis wir am Bestimmungsorte mit den Reitern von der anderen Seite zusammentrafen. Nun konnte die Mission zwischen den drei himmelhohen Bergen beginnen. Mit P. Superior suchte ich den günstigsten Platz für die künftige Kapelle innerhalb der zwei acres aus, die uns bloß zur Verfügung standen. Die Lage des Hauses sah allerdings gefährlich aus. Hoch oben die wild zerklüfteten Felsenmauern, wo Blitze und Wettereinfluß ganze Blöcke abgesprengt hatten, die als bedenkliche Warnungszeichen ringsumher lagerten. Doch die Not setzt sich über vieles hinweg. Es wurde die am wenigsten gefährdrohende Stelle gewählt und mit einem zuverlässlichen Adjutorium



Hochw. P. Benedict Frankenberger CMM.
und christlicher Buluknabe
Photo: Mariannhilller Mission

nostrum in Nomine Domini! angefangen. Bald waren die vier Ecken der St. Thomas-Kapelle festgelegt. Drei unserer wackeren Mariannhiller Studenten begannen auch gleich mit der Wasserleitung. Tausend Schritte zur Linken stürzte ein munteres Bergbächlein zur Tiefe. In entsprechender Höhe ward seine Mulde abgedämmt und das kostliche Element in kleiner Rinne und Serpentinenwindungen um die Bergvorsprünge zum Bauplatz geleitet. Unter Mithilfe von P. Missionar schafften die Philosophen und Theologen so eifrig mit Pickel, Spaten und Schaufel, daß die scheidende Sonne das gelungene Werk des ersten Tages zufrieden anlächelte. Freilich macht die liebe Sonne in dieser tiefen Falschlucht sehr kurzen Tag. Gegen 9 Uhr früh wird sie erst über den Felsenwänden sichtbar und bald nach 4 Uhr ist sie am Nachmittag verschwunden. Das bedeutet für die Tagwerker so viel als: „spüte dich, mein lieber Gast — und halte kurze Mittagsrast!“ Darnach war übrigens auch die kalte Küche bemessen und der schmale Proviant, den wir von der Zwischenstation mitgebracht hatten. Frischen Trunk lieferte ja der Quell vom reinsten Wasser.

Einige von unserer Pionierkolonne hatten auch das Planieren des sehr abschüssigen Bauplatzes zu besorgen — oder wenigstens anzufangen; denn bis zur Vollendung brauchte es viele Tage. Hinter der Kapelle und gegen den drohenden Felsenwall mußte ja noch ein möglichst breiter Platz gebnet, ein Graben und Damm hergestellt werden gegen abstürzende Blöcke und Gewitterfluten. Das blieb Aufgabe der Christen und Katechumenen. Die Feriexpedition hatte bloß die Ehre des Anfangs an diesem Missionsort. Nach getaner Arbeit der ersten Tage konnten wir sieben Mann jedoch nicht unter freiem Himmel übernachten und die nicht ganz sauberen Hütten der Eingeborenen wollten wir nicht beanspruchen. So mußten wir also bei untergehender Sonne an ein Quartier denken und zur Zwischenstation zurück. Das war für die Reiter ziemlich leicht, für uns Fußgänger indessen keine geringe Feierabendleistung! Hieß es doch, auf demselben Steilpfade hinauf, den wir herabgeklettert waren. Bis uns das gelang, wurde es vollständig Nacht und der Fußpfad fast unsichtbar. Die ganze Gegend und obere Region hatten wir diesen Morgen zum erstenmal in unserem Leben und dazu bloß flüchtig gesehen. Wir verließen uns ja auf unseren unfehlbaren Führer und hatten jetzt die Heimkehrrechnung ohne die sonstigen unbekannten Reit- und Gehsteige gemacht! Nun zogen die Reiter auf einem anderen Wege in ihr Quartier zurück und glaubten wohl, wir seien bereits daheim.

Inzwischen aber irrten wir Drei auf dem wildfremden Bergstock umher, gerieten zu weit südlich und fanden keinen Abstieg in die westliche Tiefebene, wo unsere Nachtherberge jenseits des Flusses lag. Ziemlich lange suchten wir irgend eine gangbare Stelle — und das nicht ohne Absturzgefahr. Denn wer die südafrikanischen Gebirgsformationen kennt, der weiß, daß man plötzlich und in der Dunkelheit unerwartet an der Kante einer senkrechten Felsenwand stehen kann. Ein Schritt, und im nächsten Moment liegt man mit zerbrochenen Gliedern einige hundert Fuß tiefer . . .

Schon glaubten wir drei Nachtwandler den Morgen in dieser Hochwildnis abwarten zu müssen. Da erbarmte sich der Himmel unserer Ratlosigkeit und Verlegenheit, daß wir Missionspioniere nicht hungrig und müde eine kalte Winternacht hier durchzumachen hätten. Es zog der klare Mond herauf und beleuchtete mitleidig unsere Irrfahrt. Nun konnten wir den Abstieg auch ohne betretenen Wandersteig wagen. Es ging mit einigen Purzelbäumen bis an den rauschenden Fluß und da fanden wir den

sicherem Heimweg eine lange Strecke im Tale aufwärts nach dem gastlichen St. Andreas.

In unserer Freude über die Befreiung aus der schlimmen Lage machten wir aber am Flusse Halt und Ruhepause. Und da die Schüler des hl. Benedikt kein Tagewerk ohne das Salve Regina beschließen, sangen wir es hier dankbar und dreistimmig inmitten der Wildnis am rauschenden Nebenflusse des Umkomazi. So endete der große Gründungstag und unser kleines Abenteuer, das wohl den beiden Hauptteilnehmern — heute in Felix Austria — noch in guter Erinnerung ist, wenn sie diese Zeilen lesen sollten . . .

(Fortsetzung folgt)

Mota Sahib

Von Erlebnis zu Erlebnis im Wunderland Indien

Von Johann Baptist Müller S. J. — Herderverlag, Freiburg (Fort.)

Einen kleinen Einblick in diese wenig beneidenswerte Lage eines katholischen Missionspfarrers befam ich schon vor Jahren während meiner Lehrtätigkeit in Bombay. Dort erzählte mir einmal mein würdiger zweitletzter Vorgänger im Pfarramt meiner Station, was er dort alles habe durchfechten müssen. Da sei einmal ein ganzer Trupp seiner Goanezen mit Knüppeln bewaffnet in den Pfarrhof gezogen gekommen, um ihn totzuschlagen. Er habe sie ruhig herankommen lassen, seine Arme hochgezogen, seine Fäuste und Muskeln gezeigt — der Pater war ein Hüne von Gestalt — und sie dann angebrummt: „Kommt nur her, ich nehme es mit euch allen auf; der erste, der mir in die Finger kommt, den zerdrücke ich wie eine Papierdülte!“ Darauf habe keiner gewagt, näher zu kommen, und alle seien ausgerissen.

Mehr eingehenden Aufschluß über die Verhältnisse in dieser Station gab mir kurz nach meiner Ankunft daselbst ein treuer, zuverlässiger Mangolorier, ein Lokomotivführer und Vater einer braven Familie. Eines Abends nach dem Abendessen kam er zu meiner Wohnung hinauf und stellte sich in recht herzlicher Weise vor. Er war schon in den Sechzigern, sein graues Haupthaar bereits stark gesichtet, aber aus seinen ehrlichen Augen sprühte noch jugendliches Feuer. Seine Gesichtszüge waren trotz der braunen Hautfarbe ausgeprägt arisch, und sein Kinn schmückte ein graues Spiezbärtchen, das seinem Antlitz etwas Prächtiges und Zobiales gab. Nach den üblichen allgemeinen Redensarten nahm sein Gesicht einen ernsteren Ausdruck an, er rückte mit seinem Stuhl etwas näher und fing dann mit der Hauptfrage an.

„Hochwürden!“ hub er mit gedämpfster

Stimme an, „Ihr hochwürdiger Herr Vorgänger, mein jahrelanger guter Hausfreund, hat mich vor seinem Scheiden gebeten, Ihnen behilflich zu sein und Sie möglichst bald über die hiesigen Zustände aufzuklären. Das will ich hiermit tun. Ich bin nun schon über dreißig Jahre hier in der Station, habe meine Augen und Ohren aufgehabt und weiß ganz genau, wie es hier aussieht. Sie sind noch jung und voller Tatkräft und möchten hier viel Gutes für uns alle wirken. Dazu werden Sie hier reichlich Gelegenheit haben, und daß Sie es können, davon haben uns Ihre ersten Predigten schon vollauf überzeugt. Alle Guten hoffen, daß es Ihnen gelingen wird, unsere arme interesselose, schlafpe Pfarrei wieder von Grund auf christlich zu erneuern und dadurch auch in der ganzen Station allmählich einen Wandel zum Besseren herbeizuführen. Denn hier sieht es gar schlimm aus. Davon können Sie noch gar keine Ahnung haben, aber Sie werden sich bald davon überzeugen. Die meisten Europäer und Eurasier haben keine Religion, gelten zwar als Protestant, sind aber praktisch ungläubig und leben schlimmer als die Heiden und Mohammedaner. Die Besseren unter ihnen, die wenigstens äußerlich noch etwas auf christlichen Anstand halten, sind verbissene Baptisten und Methodisten und voll Gehässigkeit gegen alles Katholische. In den Familien und bei Zusammenkünften wird weidlich über die Religion losgezogen und macht man sich besonders über alles Katholische lustig. Die hiesigen Katholiken selber sind meist sehr unkiffend in der Religion, schämen sich derselben vielfach vor Andersgläubigen, sind heillos feige, wo sie dieselbe verteidigen sollten, und helfen oft noch mit, dieselbe lächerlich zu machen. Die meisten Männer sind ab-

ständig und halten ihre Öster nicht. Die noch Sonntags zur Kirche kommen, bleiben meist draußen auf der Straße oder im Hofe stehen und gehen erst hinein, wenn die Predigt vorbei ist.

Wie es bei dieser Religionslosigkeit und der Gleichgültigkeit gegen die Religion in der Sittlichkeit aussehen muß, läßt sich da leicht denken. Fern von jeder gesitteten Umgebung und frei von allen hemmenden Schranken, haben besonders die protestantischen Europäer und Eurasier alle Scham abgeworfen, suchen sich auszuleben und geben sich der Unzucht, dem Ehebruch, der Vielweiberei, der Trunksucht und den ausgelassenen Vergnügungen hin. Das Laster wagt sich nachts auf die Straße, und die reifere Jugend ist so verwildert, daß sie sich nachts in den leeren Waggons herumtreibt und sich dort austobt. Kein Wunder, daß diese Station wegen dieser wilden Ausschweifungen als das „Sodoma und Gomorra“ an der Bahnlinie zwischen Bombay und Kalkutta bekannt ist. Leider haben sich auch manche Katholiken in diesen Strudel der Sittenlosigkeit mit hineinziehen lassen.

Wenn es hier wieder anders werden soll, so kann das wohl nur dadurch geschehen, daß das öffentliche Gewissen einmal gehörig aufgerüttelt wird, so daß man sich gezwungen sieht, des losen Lebenswandels sich zu schämen. Ganz besonders aber dadurch, daß die Katholiken wieder zum religiösen Eifer und zu tadeloser Lebensführung zurückkehren und so den andern ein gutes Beispiel geben. Das bedeutet allerdings für Euer Hochwürden eine schwere und dornenreiche Arbeit, wobei es Ihnen an Widerspruch, Anfeindung und Verfolgung nicht fehlen wird. Es gibt hier nämlich viele wilde Elemente, die alles aufbieten werden, Sie einschließen, wenn ihr sittenloser Lebenswandel auf der Kanzel verurteilt wird.

Deshalb hat es auch Ihr Vorgänger nicht gewagt, in dieses Wespennest zu stechen und fest gegen die Sittenlosigkeit vorzugehen. Er war eben zu alt und zu furchtsam. Wenn Sie aber furchtlos und eindringlich, klar und bündig über die christliche Glaubens- und Sittenlehre predigen, dann wird das zweifelsohne auch heute noch seine Wirkung tun. Und Sie können sicher sein, daß sie alle Gutgesinnten auf Ihrer Seite haben.“

Für diese wertvolle Auflklärung und die vernünftigen Vorschläge dieses braven Mannes war ich natürlich sehr dankbar. Ich versprach ihm, mein Bestes zu tun und alles andere der Vorsehung zu überlassen.

Dementsprechend hielt ich zuerst eine Zeit lang Sonntagmorgens und -abends mit allem Ernst und aller Eindringlichkeit Missionspredigten und Standespredigten,

die allem Anschein nach tief einschlugen. Zu meiner Freude bemerkte ich, wie keiner mehr draußen stehen blieb, sondern alle sich bemühten, noch zeitig in der Kirche einen Platz zu sichern. Die Kirche füllte sich immer mehr, besonders mit Männern, und Sonntagabends war sie brechend voll. Unter den Zuhörern befanden sich auch viele Protestanten. Die Predigten wurden überall viel besprochen, von den Wüstlingen wurde viel darüber gewettet. Aber zusehends vollzog sich in der Station langsam eine Scheidung der Geister. Viele Abständige suchten wieder Anschluß an ihrer hl. Kirche und kamen wieder zu den hl. Sacramenten. Das Laster verschwand von der Straße, viele unsaubere Verhältnisse wurden aufgelöst, die wüsten Nachtschwärmerien der Jugendlichen hörten allmählich auf, und, wie man mir sagte, verstummten auch die Religionsspöttereien und unzüchtigen Reden immer mehr. Die Katholiken, die vielgeschmähten, und die Lauen unter ihnen kamen wieder eifrig ihren Pflichten nach.

Aber auch die Feinde der Religion und christlicher Sitte wurden rübrig. Sie wußten sich verurteilt und sahen immer mehr, wie ihr Gebaren keinen Anklang mehr fand. Sie waren deshalb voll Wut gegen den unerschrockenen und unbeirrbaren Verkünder der Wahrheit und suchten sich auf jede Art und Weise an ihm zu rächen. Sie paßten mir auf, wo ich hinging, und sprachen gehässige Verdächtigungen gegen mich aus. Sie fragten meinen Koch aus, was ich esse und trinke. Der aber konnte ihnen aller Wahrheit gemäß nur sagen, kein Europäer und Eurasier in der Station lebe so arm und frugal wie ich und mein Getränk sei filtriertes Bisternenwasser. Sie schreckten selbst vor den schmuzigsten Verleumdungen nicht zurück. Denn wenn sie mich einmal morgens mit der Laterne von einem Versehgang zurückschrecken sahen, dann hieß es gleich, ich sei nachts bei gewissen Weibern im Bazar gewesen. Daß anonyme Briefe schlimmster Art gegen mich an den Oberen nach Bombay gingen, mußte ich auch erfahren. Die Verleumer wissen ja zu gut: — Es bleibt immer was hängen!

Damit nicht zufrieden, suchten sie mir auch handgreiflich auf den Leib zu rücken. Von diesen Versuchen will ich nur zwei erwähnen.

Der Messerheld

Eines Tages während der Schulpause, als ich unten in meinem Speisezimmer gerade beim Mittagessen saß, hörte ich vom Hof vor der eine laute, erregte Männerstimme fragen: „Wo ist er? Ich töte ihn!“ Ich schaute durch die offene Doppeltür und den Verandabogen über den



Studenten des Kleinen und Großen Seminars St. Mary's bei Tropp, Südafrika
Foto: Mariannhiller Mission

Hofraum hin, und — was muß ich sehen! — Ein hochwüchsiger Engländer mit hörtem Amtlich und mächtigem Schnurrbart, den Sonnenhut im Nacken sitzend und in der Rechten mordbereit ein großes, blankes Schlachtmesser, — der steht wutshnaubend vor einem meiner Schüler und fragt ihn leidenschaftlich: „Wo ist er? Ich töte ihn!“ — „Ja, wer denn?“ höre ich den Jungen fragen. — „Der Priester, der Priester“, brüllt der Eindringling zurück. Der Junge weist mit der Hand nach dem Pfarrhaus, und schon stürmt der lange Engländer, das Messer schwingend, durch den Hofraum.

Meine offensichtliche Gefahr erkennend, bin ich mit einem Satz an der Türe und verramme sie von innen. Dann schnell noch das Seitenfenster geschlossen, und ich ducke mich in der dunkelsten Ecke auf den Boden.

Im nächsten Augenblicke höre ich auch schon den Messerhelden in der Schulveranda einen andern Schüler anfahren: „Wo ist der Priester? Ich töte ihn. Er muß sterben! Wo ist er?“ — Ein erschrockenes: „Ich weiß es nicht“, ist die Antwort.

Dann rasst der Unhold durch die Steinveranda am verschlossenen Speisezimmer vorbei zu den unteren Schulräumen, dann wieder zurück und durch einen Seitengang zum hinteren Ausgang, immer die Worte feuchend: „Oh, ich muß ihn kriegen, ich mache ihn kalt, ich töte ihn!“

Vom Hinterhause, von der Küche her vernehme ich noch etwas erregtes, aber

undeutliches Reden, — und dann ist es still. Offenbar ist der Mordlustige abgezogen.

Schnell rufe ich meinen Koch herbei und gebe ihm die Weisung, dem Manne gleich nachzugehen, sich nach dessen Namen und Wohnung zu erkundigen und dann schleunigst den Polizeiinspektor zu mir zu bestellen.

Bereits nach einer halben Stunde war der Inspektor, ein katholischer Engländer, zur Stelle. Ich erzählte ihm den ganzen Vorfall und bat ihn, zu dem Schuldigen hinzugehen, um nähere Einzelheiten von ihm zu erfahren.

Mit Spannung wartete ich auf die Rückkehr des Inspektors. Es dauerte nicht lange, da war er schon wieder da.

„Nun, was gab's, Herr Inspektor, wer ist es? Wie heißt er?“

„Mein lieber Pater“, gab er in allem Ernst zur Antwort, „heute haben Sie aber Glück gehabt! Der Himmel hat Sie sichtlich beschützt, denn um Haarsbreite sind Sie dem Tod durch Mörderhand entronnen. Der Mann ist ein Engländer, Methodist und Bugführer und heißt Smith. Er hat mir offen gestanden, er hätte Sie niedergestochen und zermetzelt, wenn er Sie gefunden hätte. Er war offenbar angebrunkt und voll rasender Wut gegen Sie. Im Bahnhof-Restaurant haben nichtsnußige Kollegen ihm den schaurlichsten Unsinn über Ihre Predigten erzählt und beteuert, Sie müßten um jeden Preis aus dem Wege geräumt werden.“

Hernach haben sie ihm eingeredet, er sei der rechte Mann, diese Tat zu vollbringen, haben ihn mit noch mehr Wisth und empörenden Reden aufgestachelt und ihn so zum Mord angetrieben. Flugs ist er dann in die Bahnhofstüche hinein, hat sich das Fleischermesser geholt und ist darauf zur Ausführung der Tat hierher gerannt. Gott sei Dank, es hat noch alles gut gegangen! Aber dem bedauernswerten Smith wird sein mörderischer Auftritt teuer zu stehen kommen. Wenn Sie mich beauftragen, werde ich für Sie die Anklage gegen Smith formulieren und ans Provinzialgericht in Falgaon weiterleiten."

"Selbstverständlich ist mir das sehr erwünscht. Es muß einmal ein ernüchterndes Beispiel aufgestellt werden, damit das gottlose und sittenlose Gesindel hier zu heilsamer Besinnung kommt und lernt, daß es noch Strafgesetze gibt."

Vier Wochen später kam der Fall am Provinzialgericht in Falgaon zur Verhandlung. Nachdem der genaue Polizeibericht verlesen war, wurden die Zeugen, die beiden Schüler und mein Koch, vernommen. Dann wurde der Angeklagte, Mr. Smith, der ganz zermürbt und beschämmt dastand, zu seiner Außerung zur Anklage und zu den Angaben der Zeugen aufgefordert. Er war zu allem geständig, und schluchzend bekannte er sich schuldig und bat mich um Verzeihung. — Das Urteil lautete auf sechs Monate schweren Gefängnisses. Darauf gestattete mir der Richter, einen etwaigen Wunsch meinerseits auszusprechen. Das tat ich denn auch kurz und sagte: „Aus Mitleid mit dem Angeklagten und seiner armen Familie und in Rücksicht seines ehrlichen Geständnisses und seiner reumütigen Besinnung und Abbitte ersuche ich Euer Gnaden rechtinständig, dem Verurteilten die schwere Strafe zu erlassen und dieselbe in eine kleine Geldbuße für die Armen umzuwandeln.“ Daraufhin sagte der Richter zu und verurteilte den Angeklagten zu einer Geldbuße von 50 Rupien.

Dem Mr. Smith aber rannen die heißen Tränen herunter. Er fiel mir zu Füßen und dankte mir. Er wußte sehr wohl, wieviel er mir zu verdanken hatte. Ohne meine Fürsprache für ihn hätte er nicht nur ins Gefängnis gemußt, sondern er hätte auch seine Stelle an der Bahn verloren, und er mit seiner Familie hätten auf der Straße gejessen.

Der Fall war für ihn und andere eine gute Lektion und mein Verhalten gegen ihn hat mir in der Station nur genützt.

Zwei Revolverschüsse

Auch ein anderes Mal hat die Vorsehung glücklich über mir gewaltet. Es war an

einem Sonntagabend. Ich hatte mich soeben in die Sakristei begeben, um die Abendpredigt und Andacht zu halten. Da tritt ganz bestürzt und verzerrt mein Sakristan zu mir und seufzt mir entsezt entgegen: „Oh — Swami!“

„Nun, was ist denn los? — Ist was passiert?“

„O Swami, es sind zwei Mörder in der Kirche!“

„Was sagst du, Anton, zwei Mörder? — Sind sie schon am Morden?“

„Nein, noch nicht, Swami.“

„Nun, dann ist's ja nicht so schlimm, die wollen vielleicht mal eine Predigt hören und sich dann befehren!“

„O nein, sie wollen einen töten!“

„So? — Wen denn?“

„O Swami, — dich selbst wollen sie töten! Dich wollen sie auf der Kanzel erschießen!“

„So? — Woher weißt du das?“

„Herr N. hat mir's gerade als ganz sicher mitgeteilt, um dich zu warnen. Er sagt, sie hätten geladene Revolver in der Tasche, um dich auf der Kanzel niedezufallen!“

„Gut, Anton, — ist alles fertig?“

„Ja, Swami, es wird gleich schlagen.“

Auf Herrn N. konnte ich mich verlassen. Er wußte immer Bescheid. Ich überlegte noch schnell, was ich auf der Kanzel sagen wollte, empfahl mich Gott und schritt zum Altar. Eine gewisse Bellemming überfiel mich doch. Aber nach dem Heiliggeistlied und einem kurzen Gebet am Fuße des Altars war sie gewichen, und mit sicherer Zuversicht bestieg ich festen Schrittes die Kanzel.

Nachdem ich kurz die Reihen mit meinem Blick durchmustert, fing ich ruhig und bestimmt an: „Meine lieben Christen! Statt meiner für heute abend bestimmten Predigt muß ich leider etwas anderes verkünden. Es sind, wie mir fest versichert wurde, zwei Mordgesellen mit geladenen Revolvern hier unter euch in der Kirche, die eigens gesammelt sind, um mich, euren Seelsorger, hier auf der Kanzel zu erschießen.“ — Eine große Unruhe ging bei diesen Worten durch die Kirche, entsezt schauten alle einander an und blickten forschend umher und flüsterten wortlos zu einander, flink sprangen einige kräftige Männer aus den Bänken und besetzten den offenen Haupteingang und die Seitentüre, während andere sich in wachsamen Positur stellten. Es fiel kein Schuß. Aber ich sah zwei unbekannte Kerle da unten, die auffallend verlegen dreinschauten. Und nun, da es etwas ruhiger geworden, fuhr ich in festem Tone fort: „Nun, ihr zwei Mordgesellen, wer immer ihr sein möget, die ihr gekommen seid, einen hilflosen

Priester auf der Kanzel, wo er sich nicht wehren kann, meuchlings zu erschießen, — ihr meintet wohl, damit eine Heldenat zu verüben; aber das solltet ihr doch wissen, so etwas ist keine Heldenart, sondern eine ganz erbärmliche Feigheit! Wenn ihr noch ein wenig Mut habt, wohlan, so fällt doch los! Hier ist meine Brust, — sie ist breit genug, — ihr könnt sie kaum verfehlten! Nur los! Ich habe nichts zu verlieren, aber alles zu gewinnen, — und ihr habt nichts zu gewinnen, aber alles zu verlieren!" — und dann hielt ich eine „Mordspredigt“ für die beiden über das Verbrechen des Mordes an einem Menschen, an einem Priester Gottes, an geweihter Stätte und über die Folgen des Mordes für die Mörder. — Da hätte man die Gesichter der Zuhörer sehen sollen! — Dann folgte die Andacht. Aber auch da fiel kein Schuß!

Ich war schon zu meiner Wohnung hinaufgegangen und hatte mich umgesleidet. Da kam der Sakristan und meldete mir, es seien noch zwei fremde Jungmänner in der Kirche, die beichten wollten. So ging ich denn wieder hinunter und hörte die Beichte der Fremden. — Nun wußte ich genau Bescheid und konnte Gott nur danken.

Aus diesen zwei deutlich genug sprechenden Fällen geht klar hervor, wie die Hölle nicht ruhte und alles aufbot, mich einzuschüchtern, mundtot zu machen und mir die Säuberungsarbeit zu erschweren oder mich sie gar aufzugeben zu lassen. Da stand ich die ersten Jahre als Bielscheibe zwischen so vielen Feuern, und manchmal war es arg genug, um mutlos zu werden. Was mich einzig und allein im Kampfe gegen das Böse tröstete und ermunterte, das war mein gutes Gewissen, mein göttlicher Meister im allerheiligsten Sakrament und die handgreifliche Tatsache, daß das Gute sich siegreich durchsetzte. Nach vier Jahren apostolischen Ringens und Durchhaltens war meine Pfarrei ganz dem heiligsten Herzen Jesu gewonnen und geweiht, blühte in ihr frisches katholisches Leben, war jeder erste Freitag des Monats ein Hochfest und hieß es allgemein, man kenne die Station nicht mehr wieder.

9. Das „böse Auge“

Nicht nur gegen den Priester, sondern auch bei den Pfarrkindern unter sich, besonders bei den ganz ungebildeten, wie den Madrassis, zeigten sich zuweilen wilde Elemente. In einigen Fällen von bitteren Feindschaften und Ehezerwürfnissen kam es vor, daß man von Versöhnung absolut nichts wissen wollte und man tatsächlich versuchte, den Gegner oder den verhaschten Eheteil durch Vergiftung aus dem Wege zu räumen. Überhaupt spielt Vergiftung

als Rachemittel eine große Rolle in Indien.

Ganz besonders aber suchen sich die im uralten, unheilvollen Aberglauben verstrickten Indianer, als ob vom wohlwollenden, neidischen oder lusternen Blicke eines Menschen eine schaden- oder verderbendbringende Kraft ausgehe, an solchen Personen durch Vergiftung zu rächen, die im Verdachte stehen, durch ihren Blick, d. i. „böses Auge“, Unglück, Krankheit oder Tod in ihrer Familie verursacht zu haben. — Mit einem solch traurigen Fall mußte ich auch einmal Bekanntschaft machen.

Zu später Nachtstunde wurde ich einmal zu einer Madrassi-Hütte gerufen. Dort sei ein junger Madrassi am Sterben. Als ich eintraf, sah ich im matten Kerzenlicht den jungen Mann sich in Krämpfen und Schmerzen windend auf dem Boden liegen. Er war bereits bewußtlos, stöhnte furchtbar, knirschte mit den Zähnen, zog jeden Augenblick die Knien hoch und hielt die Hände fest verkrampft über der Brust. Ihm gegenüber hockten gegen die Lehnmwand gelehnt weinend und betend seine junge brave Frau und deren Eltern. Nachdem ich die Sterbegebete beendet, erzählte mir die Frau unter Tränen, ihr Mann sei tags zuvor von einem Freunde, dessen jüngstes Kind vor kurzem plötzlich gestorben sei, sehr eindringlich zum Abendessen eingeladen worden, und seit dem Morgen habe er sich so unwohl gefühlt, daß er nicht zur Arbeit habe gehen können. Gegen Abend sei es aber immer schlimmer geworden, er habe schreckliche Krämpfe bekommen und bald das Bewußtsein verloren. Weil aber ihr Mann das Kind so gern gehabt habe, so hätten sie starke Verdacht, der Freund habe ihn wegen des „bösen Auges“ vergiftet. — Ich dachte bei mir: „Da magst du recht haben“, denn aller Anschein sprach dafür. Der Mann starb noch in derselben Nacht, — in aller Wahrscheinlichkeit als Opfer des Aberglaubens an das „böse Auge“.

Als Beleg für diesen landläufigen und verhängnisvollen Aberglauben in Indien will ich einen ganz ähnlichen Fall anführen, der vor achtzig Jahren in ganz Indien großes Aufsehen erregte.

Ein hoher englischer Beamter, der einen ausgedehnten Bezirk in Nordindien verwaltete und wegen seiner Klugheit, Mäßigung und Gerechtigkeitsliebe von all seinen Untertanen hochgeschätzt war, verschwand plötzlich auf geheimnisvolle Weise. Überall wurde nach ihm geforscht, alle Teiche und Brunnen wurden durchsucht, nach allen Bahnstationen und Seehäfen des indischen Reiches flogen Telegramme, — aber von dem Vermissten fand sich keine Spur. Er blieb verschollen. Seine Pferde, Fahrzeuge und Jagdgewehre wur-

den verkauft und sein Haus blieb leer stehen.

Mit der Untersuchung des eigentümlichen Falles wurde ein tüchtiger Polizeibeamter betraut, der auch gleich an den Ort zog, das leerstehende Wohnhaus des Verschwundenen vom indischen Besitzer mietete und die jetzt herrenlose Dienerschaft flugereise beibehielt. Von diesen Dienern konnte er jedoch nichts Auflärendes über das Verbleiben ihres früheren Herrn erfahren, und der „Boh“ oder Kammerdiener Bahadur Khan meinte, der Herr sei wohl heimlich nach Europa gereist. Damit mußte er sich vorläufig bescheiden. Aber er war fest entschlossen, auszuhalten und abzuwarten und der geheimnisvollen Sache vielleicht doch auf den Grund zu kommen.

Was nun der Kriminalpolizist Tag für Tag und Nacht für Nacht in seiner Wohnung erleben mußte, verstärkte ihn in seinem Entschluß und brachte ihn zur klaren Erkenntnis: In diesem Hause geht es nicht mit rechten Dingen zu! Denn über Tag war es immer, als ob ein gewisser unsichtbarer Jemand durchs Haus huschte, und in der kurzen Abenddämmerung konnte der Beamte deutlich sehen, wie trotz der absoluten Windstille und schwülen Hitze die Vorhänge zwischen den Zimmern sich so bewegten, als wäre gerade einer hindurchgegangen. Selbst sein großer Rampur-Hund traute sich nicht allein in ein Zimmer hinein und schaute immer mit gefräubten Haaren und stieren Blickes einem gewissen Etwas nach, das drinnen herumging. Während der Nacht wurde die Ruhe erheblich gestört durch jemand, der überall im Hause herumzog, überall herumflatterte, flüsterte, leise jammerte und stöhnte. Wer möchte das wohl sein? Was sollte das alles bedeuten? Die Sache sollte sich bald klären.

Ein guter Freund kam gerade durch die Station und wollte ein paar Tage beim Polizeibeamten zubringen, der natürlich hocherfreut war über diesen lieben Besuch. Aber der gute Freund mußte auch die eben erwähnten unheimlichen Erfahrungen im Hause seines alten Kameraden machen. Schon nach zwei Tagen hatte er genug und hatte keine Lust, noch eine weitere Nacht in dieser unerquicklichen Atmosphäre zu verbleiben. So zart und schoßend wie nur möglich teilte er dies beim Abendessen seinem Hausherrn mit. Dieser aber bat ihn recht inständig, doch noch etwas dazubleiben, um zu sehen, was alles, was da vorging, zu bedeuten habe. Dabei schaute er gerade aufwärts auf das weißgetünchte Zimmerdeckentuch, das oben an die Balken und unten den Wänden entlang befestigt war. Und was mußte er da sehen?

Die Schwänze von zwei braunen Schlangen hingen zwischen dem Tuch und dem Wandgesims herunter. „Was? Schlangen in meinem Hause? Nein! Die darf ich über meinem Haupte nicht dulden“, dachte er. Schnell holte er eine Leiter herein, lehnte sie gegen die Wand und stieg, mit einem langen Stocke bewaffnet, hinauf. Dann riß er das Deckentuch vom Wandgesims los und stieg höher in den Dachraum hinein, um alles Gewürm herunterzuklopfen. Da gewahrte er auf dem Hauptbalken einen größeren Körper. Was mag das wohl sein? Wie er mit seinem Stocke daran stochert, kommt das unbekannte Etwas auch schon aus Rutschen und Fällen. „Aufgepaßt da unten! es kommt was Schwieres herunter!“ rief der Polizist. Damit senkte sich auch schon das Deckentuch mit einer Gestalt ausgebaucht sackartig in die Mitte des Zimmers hinunter und schüttete seinen Inhalt auf den Tisch. Was war es? Es war die ausgedörrte Leiche des geheimnisvoll verschollenen. Der Polizeibeamte und sein Freund konnten dieselbe kaum anschauen. Sie waren aufs tiefste ergriffen. Beigte doch die Leiche einen gräßlichen Hals schnitt, der von Ohr zu Ohr ging.

Wer möchte wohl dieses furchtbare Verbrechen begangen haben? Das sollte nun bald offenbar werden. Der Polizei-Saheb rief den Kammerdiener Bahadur Khan herbei und wies ihn auf die Leiche auf dem Tische hin. Wie dieser die Leiche vor sich sah, wurde er aschfahl und zitterte am ganzen Leibe.

„Saheb, Saheb!“ winselte er mit heiserer Stimme, „ich bin ein Mann des Todes!“

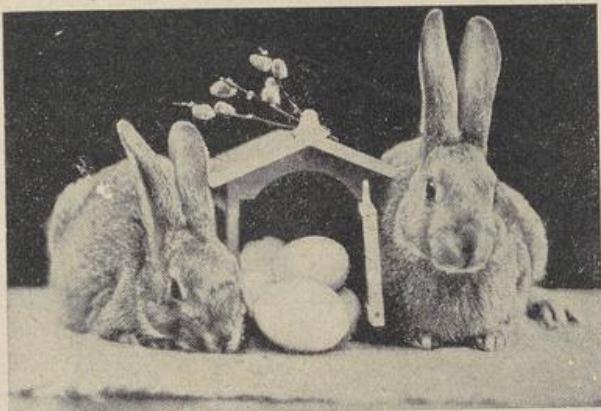
„Da hast du recht, denn in einem Monat wirst du gehängt!“

„Ich muß also sterben, weil ich getötet habe? Aber, Saheb, erwäge doch, warum ich es tun mußte! Mein Herr warf einen Blick auf mein Kind. Er nannte es ein nettes Kind und streichelte ihm den Kopf. Dadurch hat er es behext, so daß es nach zehn Tagen am Fieber starb. Darum habe ich meinen Saheb ermordet und ins Dach hinauf gebracht. Er ist der Schuldige und — ich, ich muß sterben?“

Die beiden Freunde mußten sich in trauriger Stimmung gestehen, daß der so meuchlings Hingemordete ein Opfer seiner Unwissenheit geworden war, da er keine Ahnung hatte von dem verhängnisvollen Überglauben der Eingeborenen an das „böse Auge“.

10. Trabanten des Todes

Christus, der „Gute Hirte“ und das vollkommenste Vorbild aller Seelenhirten, hat sich in seinem öffentlichen Leben ganz



Wir wünschen allen lieben Missions-Freunden

ein frohes Osterfest!

Mariannhiller Mission
Verlag u. Schriftleitung

besonders mit den Kranken abgegeben und ihnen sein göttlich liebevolles Erbarmen zugewandt. Er hat nicht nur im ganzen Lande gepredigt und die Volkscharen mit seiner Frohbotischaft entzückt, sondern er ging auch überall herum „Wohltaten spendend“. Wo immer er sich aufhielt, brachte man von allen Seiten die Kranken herbei. Er hatte für jeden ein tröstendes Wort, legte ihnen einzeln die Hände auf und heilte sie alle.

Auch seine Apostel, seine Sendboten, sollten nach seiner Weisung dasselbe tun. Als er sie zum Predigen ausschickte, gab er ihnen auch den Auftrag und die Gewalt, die Kranken zu heilen: „Curate infirmos“ — „Heilet die Kranken!“

Diese Sorge für die Kranken hat denn auch die hl. Kirche selbst als ein Erbteil des göttlichen Heilandes übernommen, und zu allen Zeiten, von der Himmelfahrt bis auf den heutigen Tag, ist sie dieser Verpflichtung treu geblieben. Und all ihren Priestern übergibt Gott der Herr den besondern Beruf, den Kranken recht warme, liebevolle Helfer und Tröster zu sein. Erhalten sie auch nicht die Gewalt, durch Wunder die Krankheiten des Leibes zu heilen, so doch die Macht, die Krankheiten der Seele zu heilen und der Seele das übernatürliche Leben der Gnade zu verschaffen. Außerdem jedoch erhält jeder Priester Gewalt über die Krankheiten und Schwächen des Leibes durch das Sakrament der hl. Ölung, das nicht bloß die Seele stärkt zum letzten Kampf, sondern auch die Gesundheit des Leibes, wenn es Gottes Wille ist, bewirkt.

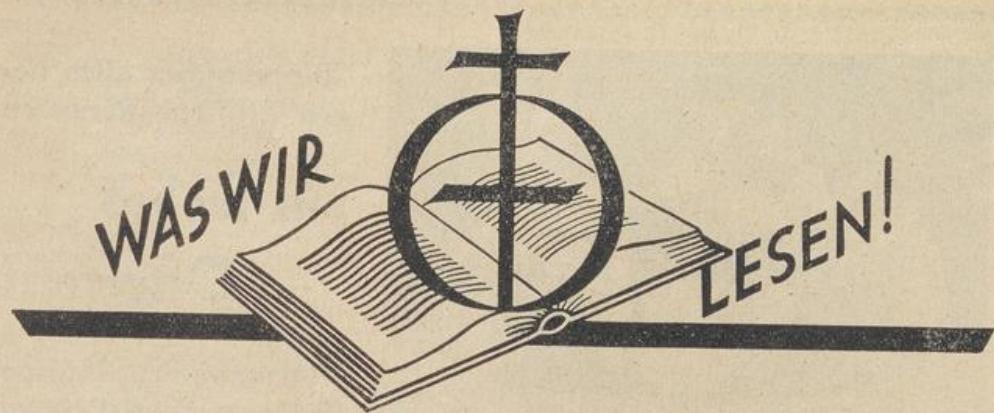
Weil nun gerade die Kranken und Leidenden unserem göttlichen Meister so sehr am Herzen liegen, so ist, selbstverständlich, jeder gute Priester eifrigst bestrebt, diesen

Lieblingen des Heilandes seine ganz besondere Sorgfalt zuzuwenden. Am Gelegenheiten hierzu fehlt es ja nirgends. Ganz besonders aber in den fernen Heidenländern, wo mörderisches Klima und ungünstige Ortsverhältnisse ergiebigsten Nährboden für die tödlichsten Krankheiten schaffen, eröffnet sich dem Missionar ein reiches Feld für seine Liebestätigkeit an den Kranken. Es fehlt ja leider so oft an Ärzten, Heilmitteln und rechter Pflege. Je bereitwilliger und selbstloser sich da der Missionar der Kranken annimmt, desto mehr zieht er die Herzen der Heiden zum Christentum hin.

So war auch ich in meiner Station, die als ungesundes Fieberheim weithin bekannt ist, das ganze Jahr hindurch mit der Sorge für die kleinen und erwachsenen Kranken in Anspruch genommen. Wegen der vollständigen Hilflosigkeit der vielen armen Kranken, die kein Geld hatten, sich von den Eisenbahnräten behandeln zu lassen, sah ich mich genötigt, mir die notwendigsten medizinischen Kenntnisse aus den besten Werken anzueignen und mir eine vollständige homöopathische Apotheke von Europa kommen zu lassen. Damit war ich in der Lage, all den Armen ohne Unterschied der Religion zu helfen. Von weither brachte man die Kranken auf Ochsenkarren herbei. Da gab es Arbeit genug.

Zudem erschienen jedes Jahr mehr oder minder heftig die gefürchteten Epidemien: schwarze Pocken, Pest und Cholera, als Trabanten des Todes in der Station. Da diese Epidemien ziemlich plötzlich auftreten und sich schnell verbreiten, so ist es fast ein Ding der Unmöglichkeit, ihnen Einhalt zu gebieten, besonders was Pest und Cholera angeht.

(Fortsetzung folgt).



**Verlagsbuchhandlung Wih. Stollfuß,
Bonn:**

Die Einkommensteuer. Was jeder davon wissen muß. Von Steuerinspektor Dr. W. Sinzig. 7. Auflage. Preis 1.25 Mark.
Durch das Studium dieses Bändchens werden häufig bestehende Unklarheiten behoben.

Die Umsatzsteuer. Was jeder davon wissen muß. Von Steuerinspektor Dr. W. Sinzig. 7. Auflage. Preis 1.25 Mark.
Uns liegt die völlig neu bearbeitete Auflage dieser Schrift für 1938 vor, die bestens geeignet ist, den Laien mit dem Wesen des Umsatzsteuerrechts vertraut zu machen und Unklarheiten aus dem Wege zu räumen.

Die Lohnsteuer. Was Arbeitgeber und Arbeitnehmer von der Lohnsteuer, sowie vom Arbeitslohn zu berechnenden Wehrlohnsteuer, Bürgersteuer und Kirchensteuer wissen müssen.

Wie habe ich meine Einkommensteuer-Erläuterung abzugeben? Von Dieter Merk. Preis 1.—RM.
Bei den vielen steuerrechtlich wichtigen Vorschriften kann sich der Steuerzahler oft nicht zurechtfinden. Alles wichtige findet man hier zusammen gestellt; was steuerpflichtig ist und was nicht.

Wie habe ich meine Voranmeldungen und meine Umsatzsteuer-Erläuterung abzugeben? Von Dieter Merk. Preis 1.—RM.

Unter Berücksichtigung der Bestimmungen des Umsatzsteuer-Gesetzes hat der Verfasser alles dargelegt, was steuerpflichtig und was steuerfrei ist; wer die Steuer schuldet, wonach der Umsatz bemessen wird und wie hoch der Steuersatz ist.

Steuerbefreiungen und Vergünstigungen bei der Einkommensteuer. Von Dr. jur. Paul Apfelbaum. Preis 1.25 RM.

Auf alle Punkte und Erleichterungen seines geschäftlichen und privaten Lebens, in denen solche Steuerermäßigungsmöglichkeiten ruhen können, wird der Steuerpflichtige hingewiesen.

Ermäßigung und Niederschlagung der preuß. Hauszinssteuer. Was der Vermieter und Mieter davon wissen muß. Von H. Schulz. Preis 1.—RM.
Auch heute noch haben zahlreiche Hauseigentümer von den verschiedenen Steuererleichterungen, die bei der Hauszinssteuer nur auf Antrag zugebilligt werden, keinen oder keinen vollständigen Gebrauch gemacht.

Steuerbefreiungen und Vergünstigungen bei der Vermögen-, Gewerbe- und Grundsteuer. Von Steuerinspektor S. Perrar. Preis RM. 1.50.
Die uns vorliegende neue Schrift behandelt nur die Vorschriften, die Befreiungen und Vergünstigungen betreffen.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Übereinkunft gerne gestattet. — Verantwortslich: P. D. Sauerland, Mariannhiller Mission Gallneukirchen O.-Österr. — Verlag: Mariannhiller Mission. — Druck: Missionsdruckerei St. Joseph. Reimlingen, Schwaben

**Verlag „Ars Sacra“ Jos. Müller,
München, Friedrichstr. 9:**

Heilige und Tiere. Von Joseph Bernhart. 240 Seiten. In Leinen gebunden 4.80 Mark.

Die wundersamen Geschichten, die Joseph Bernhart mit hingebender Liebe aus schwer zugänglichen alten Büchern, von urchristlichen Legenden und mittelalterlichen Heldenberichten bis zu den merkwürdigen Begebenheiten im Leben Don Boscos gesammelt und mit gewohntem, von reicher Bildung beladenen Tieffinn eingeleitet hat, bieten mehr als nur Unterhaltsames und poetisches Empfundenes.

Ferd. Dümmlers Verlag, Berlin und Bonn:

Kleine Eugenik. Von Dr. Hermann Mückermann. 3., verb. Auflage, 16.—20. Tausend. 35 Pg.
Die Bedeutung der Schrift ergibt sich aus ihrem Gegenstand.

Die Ehe-Enzyklika Papst Pius XI. und die Eugenik. Von Dr. Hermann Mückermann. 2., verm. Auflage, 6.—10.—Tausend. 35 Pg.

Wer diese Schrift aufmerksam liest, wird mit großer Befriedigung feststellen, wie weitgehend die berühmte Ehe-Enzyklika Papst Pius XI. gerade jene Wissenschaft bejaht, die als Eugenik die Zukunft der Völker vom biologischen Erbe her neu bestimmt.

Druck & Verlag Missionsdruckerei St. Gabriel, Mödling bei Wien:

Für Christi Reich. Von Joh. Ev. Kalan. 184 Seit., broschiert S. 2.50.

Das Büchlein, das seiner ersten Auflage den Titel „Die Welt für Christus“ trug, entstammt demflammenden Wünsche eines gottbegeisterter Priesterherzens, gegen eine gotterne, gottfeindliche Welt die hl. Rechte Christi, des Erlösers, anerkannt und geschützt zu sehen.

Verlag J. P. Bachem, Köln:

Christenfragen. Ein Kurzlexikon für den kathol.

Christen. Von Dr. Klaus Mund. Kartoniert RM. 1.—, Ganzleinen RM. 1.80.
Knappe und klar wird hier an viele Fragen des Christl. Lebens Auskunft erteilt. Ein handliches Nachschlagebüchlein für jeden.

Verlag Laumann, Dülmen in Westf.:

Das Mädchen in Kindheit und Reisezeit. Von

Dr. Elisabeth Köller. 64 Seit.; kart. RM. 0.75.
Eine wichtige Schrift für Jugendseelsorger, Eltern und Erzieher. Wachsen und Reisen des Mädchens werden von einer erfahrenen und klugen Frau aufgezeigt und mannigfach beleuchtet.